

*Caminante, no hay camino,  
se hace camino al andar*  
(Wanderer, es gibt keinen Weg,  
der Weg entsteht beim Gehen)  
**Antonio Machado**

## 1. Positionsbestimmung<sup>1</sup>

Die Personzentrierte Systemtheorie hat sich seit rund zwei Jahrzehnten aus dem Bedürfnis heraus entwickelt, für wesentliche Aspekte psychotherapeutischer und klinisch-psychologischer Prozesse angemessene Modellvorstellungen bereitzustellen. Allzu sehr sind die Beschreibungen und Erklärungen, mit denen Wissenschaftler und Praktiker in der Klinischen Psychologie und Psychotherapie die für sie bedeutsamen Phänomene konzeptionell zu fassen und zu vermitteln versuchen, von den Metaphern des 19. Jahrhunderts beeinflusst. Entsprechend den Prinzipien des mechanistischen Weltbildes, das seinen Höhepunkt zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte – wo zugleich der Beginn professioneller Psychologie und Psychotherapie anzusetzen ist – werden eher Dinge statt Prozesse, Statik statt Dynamik, kontinuierliche Veränderung statt qualitative Sprünge (sog. Phasenübergänge), enge Kausalität von Wirkfaktoren statt ökologisch-vernetzter Wirkungsweise, isolierte Ursache-Wirkungs-Modelle statt systemischer Rückkopplungs-Modelle, Analyse und Synthese statt Ganzheitlichkeit als fundamentale Begriffe und Konzepte herangezogen.

Die unterschwellige Kraft dieser mechanistischen Metaphern wird besonders bei Darstellungen aus Bereichen der Humanistischen Psychologie deutlich. Hier fällt nämlich der Kontrast am stärksten ins Auge, der zwischen dem Menschenbild und den inhaltlich Anliegen einerseits und der Art der therapeutischen und klinischen Beschreibungen andererseits besteht. Immerhin war diese Richtung ja mit dem expliziten Ziel angetreten, biologistische („Triebe“), mechanistische („Druck“), und humanethologische („Behavior“) Reduktionismen zu überwinden und die Relevanz von autonomen (aber sozial eingebetteten) Entwicklungsaspekten, Sinn- und Bedeutungsprozessen, ganzheitlich-integrativen Wirkgefügen der Lebensgestaltung usw. ins Zentrum der Betrachtungen und Erklärungen zu stellen. Doch lässt sich zeigen, wie Beiträge selbst von solchen Therapeuten und Wissenschaftlern die sich explizit zu dieser Richtung zählen, implizit von mechanistischen Metaphern durchzogen sind. So wird in Bezug auf Klinische Prozesse<sup>2</sup> etwa von „Blockierungen“, „Bewältigung“, „Zielfindung“, „Wirkfaktoren“, „Kontrolle“ etc. in einer Weise gesprochen, die eher an das Schmieden eines Werkstückes oder an das Ausbeulen einer Blechdose erinnert als an die Veränderung der selbstorganisierten Struktur eines Wasserfalls oder an Interventionen in ein komplexes ökologisches Gleichgewicht. Dies belegt, wie unhinterfragt und scheinbar selbstverständlich selbst bei völlig anderen Intentionen das klassische Weltbild unsere Sprache und unser Denken durchzieht.

---

<sup>1</sup> Vor einem Jahrzehnt (Kriz 1994) habe ich eine Darstellung der Personzentrierten Systemtheorie mit der Erläuterung meiner persönlichen, ethisch-epistemeologischen Grundposition dieses Ansatzes begonnen. Wenn ich hier nun inhaltlich-systematisch beginne, so soll dies nicht dahingehend missverstanden werden, dass ich diesen Aspekten inzwischen eine geringere Bedeutung beimessen würde, oder sich etwas an dieser Position wesentlich geändert hätte. Vielmehr ist das Umgekehrte der Fall: Ich habe dem nichts hinzuzufügen. Die Entwicklung im letzten Jahrzehnt an der Personzentrierten Systemtheorie betraf vor allem inhaltliche Ausdifferenzierungen und Präzisierungen.

<sup>2</sup> „Klinische Prozesse“ sind hier in der Regel sehr weitgehend zu verstehen - sie umfassen neben Prozessen der Psychopathologie und Psychotherapie beispielsweise auch Erziehungsberatung oder Coaching.

Es ist daher kein Wunder, dass auch die ganz überwiegende Mehrheit jener Menschen, die uns als Patienten Einblicke in ihre Lebenswelt gewähren, die Beziehungen zur „Welt“, zu anderen Menschen und zu sich selbst in mechanistischen Metaphern beschreiben. Auf der Basis indoeuropäischer Sprachstruktur (SAE), die eher die Statik von Substantiven und Attributen und weniger Prozesse thematisieren kann, in einer Gesellschaft, für die Soziologen „Verdinglichung“ (Reifikation) von Prozessen als typische Denk- und Argumentationsstruktur herausgestellt haben und nach rund 400 Jahren abendländischer Naturwissenschaft mit ihren erfolgreichen aber einseitigen mechanistischen Prinzipien ist eben auch unser Alltag von solchen Metaphern durchdrungen. Daher nehmen oft auch Patienten (bzw. Klienten) in ähnlicher einer Weise Bezug auf ihr eigenes Erleben, ihre Handlungen und ihr Verhalten, ihre Beziehungsgestaltungen, ihre Leiden und Probleme einschließlich deren Entstehungsgeschichte sowie deren einschließlich möglicher Handlungs-Optionen, welche die Macht der o.a. mechanistischen Metaphern deutlich werden lässt. Solche Metaphern sind in ihrer Statik und Ursachenzuschreibung nicht nur den Lebens- und Erlebensprozessen inadäquat, sondern sie behindern die Sicht auf und Einsicht in bestehende Veränderungsmöglichkeiten.

Es ist jedoch nicht das Anliegen der Personzentrierten Systemtheorie, naturwissenschaftliche Konzepte und Metaphern grundsätzlich zu vermeiden. Interdisziplinäre Diskurse und die Technisierung der Alltagswelt haben sowohl die Wissenschaft als auch die Praxis längst mit naturwissenschaftlichen Metaphern durchdrungen. Diese ganz zu vermeiden wäre wohl kaum möglich. Zudem befinden sich die Grundprinzipien gerade Humanistischer Psychologie in hervorragender Übereinstimmung mit den Grundprinzipien moderner naturwissenschaftlicher Systemtheorie (vgl. Kriz 1998). Daher geht es vielmehr darum, die für das Verständnis von Lebensprozesse inadäquaten, mechanistischen Metaphern des 19. Jahrhunderts durch adäquatere zu ersetzen.

Gleichwohl nimmt die Personzentrierte Systemtheorie aber dezidiert eine *psychologische* Perspektive ein, um das Leben und Erleben von Menschen verstehbar zu machen. Aufgrund dieser Perspektive stellt sich die Personzentrierte Systemtheorie explizit dem Problem, dass die Psychologie unter mindestens drei Aspekten als eine „Grenzwissenschaft“ zu sehen ist – eine Wissenschaft, die im Grenzbereich unterschiedlicher Anliegen und Vorgehensweisen angesiedelt ist, die jeweils berücksichtigt werden müssen:

**a) Einer der Grenzbereiche wird durch den Unterschied zwischen Innenwelt und Außenwelt markiert:**

Man kann einerseits den Menschen hinsichtlich seiner biochemischen, neuronalen, verhaltensmäßigen Aspekte und deren Korrelate zu Reizkonfigurationen, seine Antworten auf Fragebögen und seine verbalen Aussagen, seine Berichte über Ängste, Ziele, Wertvorstellungen, vermutete logische Zusammenhänge, etc. untersuchen. Obwohl hier bereits unterschiedliche Teilperspektiven aufgezählt wurden - ein streng behavioraler Ansatz würde zumindest die letzten beiden nicht berücksichtigen – bleibt es doch eine Sicht „von außen“.

Im Unterschied dazu weiß jeder Mensch, dass seine Wahrnehmung von „Rot“, seine erlebte „Angst“, seine „Werte“ etwas grundsätzlich Anderes bedeuten, als das, was sich in physiologischen Messungen, Antworten in Fragebögen oder auch in verbalen Berichten widerspiegelt. Seine erlebte Innenwelt bleibt letztlich privat, auch wenn er den (vermutlich überwiegenden) Teil jener Strukturen, mit denen er auf sich selbst und „die Welt“ Bezug nimmt, in bedeutsamen sozialen Beziehungen erworben und entfaltet hat. Auf der Basis eigener erlebter Innenwelten, angeborener (Affekte) und gelernter (Sprache) Kommunikationsmittel, und gemeinsamer Kultur gelingt es, empathisch (einfühlend) und hermeneutisch (verstehend) etwas über die Innenwelt des Gegenüber zu erschließen. Aber es kann, bestenfalls, sinnvolle, bedeutsame, erlebensintensive und handlungsrelevante Interaktionen zwischen letztlich individuell-persönlichen Innenwelten geben.

Begriffe wie „Selbst“, oder „Biographie“ verweisen immer auf beide Pole dieser Innen-Außen-Differenz. Die Perspektive der „1. Person“ („ich“) und die der „3. Person“ („er“, „sie“, „es“) sind nicht gegenseitig ersetzbar. Ebenso wird mit „Coping“ oder „Stress“ zunehmend deutlich, dass beispielsweise außenweltliche Beschreibungen von Belastungsfaktoren empirisch und theoretisch nicht hinreichend sind, sondern notwendig innenweltliche, subjektbedeutsame Perspektiven mit einbezogen werden müssen. Eine der Psychotherapie angemessene Theorie, muss daher doppelseitig sein – eine, die beide sehr unterschiedlichen Perspektiven berücksichtigt.

**b) Der zweite Grenzbereich betrifft die Unterscheidung zwischen „Natur“ und „Kultur“:**

„Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“ Dieser 1894 formulierte und oft zitierte Satz von Wilhelm Dilthey weist auf einen bedeutsamen Perspektiven-Unterschied im alltäglichen wie wissenschaftlichen Umgang mit Phänomenen hin. „The place of values in a world of facts“ heißt der markante Titel eines Werkes von Wolfgang Köhler (1938), das ebenfalls diesen Unterschied aufgreift.

Es dürfte kaum zu bestreiten sein, dass diese Kultur-Perspektive für die Psychotherapie sehr bedeutsam ist. Die Aussage eines Patienten ist selten als Naturvorgang zu fassen, den es objektiv *nomothetisch* (gesetzmäßig) zu erklären gilt, sondern als Kulturvorgang, der subjektiv und kommunikativ *idiographisch* (Eigentümliches, Einmaliges beschreibend) verstanden werden muss. Denn die Lebenswelt des Menschen ist stets erfüllt von Sinn und Bedeutungen. Bei diesen kann man nicht nach den *Ursachen* fragen, die etwas erklären könnten, sondern nur nach *Gründen*, die verstanden werden können. Zusätzlich treffen auch hier die o.a. Innen- und Außenperspektive aufeinander, da sich der Mensch selbst verstehen muss, als jemand, dessen persönliche (Auto)-Biographie hinreichend konsistent einer „Vergangenheit“ bedarf und sich auf eine „Zukunft“ hin entwerfen kann. Im Sinne des Existentialismus unterscheidet sich der Mensch durch diese selbst bestimmte Definition seines Daseins in der Welt *wesentlich* von allen anderen Entitäten dieser Welt, die durch Angabe ihrer Kategorien definiert sind.

Daher kann man bedeutsame Aspekte des Menschen von außen beschreiben: Welche Eigenschaften, Defizite und Symptome hat jemand (und „ich selbst“), welche Leistungen und Verhaltensweisen werden (wie stark, wie oft, wann etc.) gezeigt? Doch diese Perspektive unterscheidet sich von Fragen wie: „Als wen sehe ich mich, wer bin ich geworden, was will ich im Leben erreichen?“ Das Erleben, verstanden zu werden, Gefühle von Geborgenheit oder von Sinnlosigkeit lassen sich weder aus der „Außen-Perspektive“ noch aus naturwissenschaftlicher Sicht voll erfassen.

**c) Der dritte Grenzbereich betrifft die Einordnung in Mikro-Makro-Prozesse.**

Die Kernphänomene der Psychologie – Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle, Handlungen – sind sowohl an biosomatische als auch an soziale Prozesse gekoppelt. Das heißt, sie werden von diesen moderiert und üben ihrerseits moderierende Einflüsse aus. Dabei fassen die Bezeichnungen „biosomatisch“ und „sozial“ jeweils weiter zu differenzierende Prozessebenen zusammen. Dies wird später noch weiter ausgeführt.

Diese drei Aspekte psychologischer Grenzbereiche sind nicht unabhängig voneinander: So ist eine „Natur“-wissenschaftliche Position mit der Perspektive der „3. Person“ verkoppelt.

Die Personzentrierte Systemtheorie versucht, diesen unterschiedlichen Aspekten und Perspektiven integrativ Rechnung zu tragen. Gleichwohl verweisen die beiden Begriffsteile auf zwei unterschiedliche Arten von Diskursen: „*Personzentriert*“ nimmt Bezug auf das Menschen- und Weltbild, wie es besonders Carl Rogers in seiner personzentrierten Psycho-

therapie dargelegt hat<sup>3</sup>. Im Zentrum steht dabei der innere Bezugsrahmen, aus dem heraus ein Mensch der Welt, anderen Menschen und letztlich sich selbst Sinn-stiftend und Stellungnehmend begegnet, und der in spezifischer Weise mit dem fortwährenden Strom seiner Eindrücke und seines Ausdrucks verbunden ist. Die Struktur dieser Prozesse hat sich, biographisch gesehen, in bedeutsamen Beziehungen zu Anderen (in der Regel zunächst den Eltern) entwickelt – sie kann sich aber, etwa bei ungünstiger Entwicklung, durch die Nutzung eines spezifischen Beziehungsangebotes z.B. seitens eines Therapeuten auch später noch erheblich verändern. „*Systemtheorie*“ steht für ein konzeptionelles Feld, das (angelehnt an die Vorstellungen der Synergetik von Hermann Haken und zunächst ausgehend von den Naturwissenschaften) Phänomene auf unterschiedlichen Mikro-Makro-Prozessebenen miteinander in Verbindung bringen kann. Hierbei stehen Fragen von Stabilität, selbstorganisierter Strukturbildung und deren Veränderung, etc. im Zentrum des interdisziplinären Diskurses und lassen sich wissenschaftlich präzise erörtern.

## **2. Phänomenologische Ebene: Die Ordnung unserer Lebenswelt**

Die Personzentrierte Systemtheorie ließe sich von unterschiedlichen Kernproblemen ausgehend entwickeln. Eines davon ist die Ordnung unserer Lebenswelt. Ich halte diese, schon in der Gestaltpsychologie als „Problem der Ordnung“ (Metzger 1954) benannte, Grundfrage deshalb für zentral, weil hier zwei unterschiedliche Sicht- und Erfahrungsweisen miteinander verbunden werden müssen:

Auf der einen Seite betont beispielsweise die Humanistische Psychologie Aspekte von Veränderbarkeit, Kreativität, Entfaltungsmöglichkeit und daher eher das Prozesshafte des Lebens und der Welt. Der bereits Heraklit zugesprochene Satz: „Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen“ wird gern in diesem Zusammenhang angeführt. Aber auch die moderne Naturwissenschaft stellt die Prozesshaftigkeit unserer Welt ins Zentrum der Betrachtungen. Es ist eine Welt voller Dynamik, mit unglaublich komplexen Evolutionsprozessen, ständigem Entstehen und Vergehen von Entitäten auf allen Ebenen zwischen der Mikrowelt (z.B. Elementarteilchen) und der Makrowelt (z.B. Sterne und Galaxien), mit dynamischen Stoffwechselprozessen als Basis des Lebens und mit hochdynamischen Wahrnehmungs-, Gedanken-, Gefühls- und Handlungsströmen der Menschen inmitten einer sich wandelnden materiellen und sozialen Umgebung - kurz: eine Welt, die nicht *ist*, sondern sie *geschieht*, wie Friedrich Cramer (1988) markant formulierte.

In offenkundigem Gegensatz dazu finden wir aber in der Gesellschaft und ihren Institutionen, von den politischen Parteien bis hin zur Organisation der Wissenschaft, und noch stärker bei einem großen Teil unserer Patienten eher zu viel Regelmäßigkeit und zu statische Ordnung, die mit Kontrollzwängen aufrecht erhalten wird. Dies wird mit Begriffen wie „Rigidität“, „Verkrustung“, „Erstarrung“, „zu geringe Flexibilität“ in der Fachliteratur thematisiert.

In „Chaos, Angst und Ordnung“ (Kriz 1997) habe ich vorgeschlagen, diesen Hang zur zwanghaften Ordnung als Angstreaktion zu verstehen. Spätestens seit dem Aufkommen der Psychoanalyse wissen wir, dass alle Symptome auch als Leistungen gesehen werden können. Die Erstarrungen in der Lebenswelt, die viel zu rigiden Regelmäßigkeiten und reduzierten Ordnungen, lassen sich daher auch als übertriebene und inadäquate Ausprägungen der Leistung

---

<sup>3</sup> Bei aller Unterschiedlichkeit im Detail sehe ich hier wesentliche Übereinstimmungen auch zum Person-Konzept, das der Personalen Existenzanalyse von Alfred Längle (1993) zugrunde liegt.

verstehen, die Angst vor der Ordnungslosigkeit zu überwinden. Es liegt nämlich nahe, dass in einer Welt, in der nichts „ist“, sondern ständig nur neues „geschieht“, die wir als eine Abfolge von Einmaligkeiten *erleben* würden, der Mensch vor Angst schier vergehen würde. In einer solchen Welt gäbe es keinerlei Vorhersagemöglichkeit und nichts Vertrautes. Dies darf daher nicht die Grunderfahrung unserer Lebenswelt sein und es ist nur allzu verständlich, wenn der Mensch gegebenenfalls noch seine letzten Kräfte mobilisiert, um sich drohender Strukturlosigkeit entgegenzustemmen. Viele Fallgeschichten zeigen jedenfalls, wie notfalls versucht wird, dem Chaos zumindest einen Rest von Ordnung abzurufen. So schreibt z. B. Rohde-Dachser - unter Verweis auf Kernberg sowie auf Ciompi - zur Kennzeichnung der Spaltung der Objektbeziehungen in „gut“ und „böse“ bei „Borderline“-Störungen: „Die Spaltung ist also - wenn man so will - der erste und urtümliche Versuch des Menschen, seine widersprüchlichen Erfahrungen innerlich abzubilden und gleichzeitig zu ordnen, dem Chaos eine Struktur zu geben“ (Rohde-Dachser, 1986: 136).

Geht man der Frage nach, wie üblicherweise in der Lebenswelt Ordnung geschaffen wird, so verweist ein erster Antwortschritt auf die Phylogenese: Das Programm des Lebens beinhaltet nämlich, der unendlichen Komplexität einer einmalig ablaufenden Welt-Evolution, dem Chaos, dadurch Ordnung abzurufen, dass Regelmäßigkeiten ge- und erfunden werden.

Auch beim Menschen greifen evolutionäre Programme faktisch vom ersten Lebenstag an, um die Prozesse der erfahrbaren Welt nach möglichen „Regelmäßigkeiten“ abzusuchen. So ist z. B. schon beim Kleinstkind die Fähigkeit vorhanden, gehörte Sprache in Phoneme zu zerlegen und daraus die grammatikalischen „Regeln“ der jeweiligen Sprachgemeinschaft zu erwerben. Selbst dort, wo diese Regel-Suche und Ordnungs-Konstitution eigentlich erfolglos verlaufen müsste, werden Strukturen konstruiert. So hat z.B. die Gestaltpsychologie herausgearbeitet, wie stark unsere Erfahrung der Welt bereits auf unterster Wahrnehmungsebene aktiv organisiert ist, indem Reize zu Gestalten strukturiert werden: Punkte auf dem Papier werden „automatisch“ zu Mustern und Bildern geordnet, eine Abfolge von Tönen wird, wenn irgend möglich, als eine „Melodie“ wahrgenommen, und die Einzelteile (Punkte oder Töne) erhalten innerhalb dieser Ordnungen oft eine neue und spezifische Bedeutung - z.B. ergibt sich so das Phänomen „Leitton“ einer Melodie. Auch zur Erfindung von komplexeren Ordnungsstrukturen gibt es Befunde in zahlreichen Varianten. Dies belegt u.a. ein altes Experiment aus der Wahrnehmungspsychologie (Scheffler 1959), bei dem in einer Matrix mit, sagen wir, 10x10 Lampen jede einzelne über einen Zufallsgenerator angesteuert wird und daher völlig regellos aufleuchtet. Der Betrachter aber ist weit davon entfernt, „zufällig aufblitzende Lichter“ zu sehen - was er statt dessen sieht, sind „bewegte Gebilde“ (bzw. Gestalten), die K. Lorenz daher bereits 1959 als „Eigenrauschen“ von Gestalttendenzen treffend kennzeichnete. Solche Befunde gibt es in zahlreichen Varianten - es sei nur an ähnliche Experimente über „soziale Gradienten“ von Heider (1944) oder über „Kausalitätswahrnehmung“ von Michotte (1954) erinnert, bei denen bewegte geometrische Figuren den zwingenden Eindruck von bestimmten „sozialen Beziehungen“ bzw. „kausalen Verursachungen“ hervorrufen.

Diese aktive Suche nach Regelmäßigkeiten und die dabei konstruierte Organisation von „Reizen“ gilt in ähnlicher Form (ohne dies hier näher ausführen zu können) für faktisch alle „Lebensregeln“. Beim Menschen ist allerdings zusätzlich bedeutsam, dass er die evolutionär-biologisch erworbene Erkenntnis von Regeln individuell bzw. sozial überformen und zudem völlig neue Regelbereiche erfinden kann. Diese dienen besonders der individuellen Anpassung an die persönlichen Lebensverhältnisse im engeren Sinne.

Die Erfindung von Regeln findet wesentlich über die sprachlich-kategorielle Reduktion des o.a. komplexen Erfahrungsprozesses statt. Durch Einführung von Kategorien werden jeweils viele einmalige Situationen als „gleich“ behandelt: Jeder Morgen hat zwar genau genommen seine Einmaligkeit, doch die Kategorie „Morgen“ lässt diese außer Acht. Stattdessen lässt sich „Morgen“ mit „Abend“ vergleichen und die Abfolge solcher Kategorien schafft zugleich

Regelhaftigkeit, was wiederum Voraussagbarkeit und Planbarkeit ermöglicht. Die Reduktion eines komplexen, einmaligen Prozesses in regelhaft wiederkehrende Klassen von Phänomenen strukturiert das Chaos, ermöglicht Prognosen, reduziert damit die Unsicherheit und schafft so Verlässlichkeit. Und diese verlässliche Ordnung begleitet uns von den ersten Lebenstagen an.

Doch diese Etablierung von Vertrautem und Gewohntem kann in anderen Situationen etwas höchst Gefährliches haben: Wenn man dort die Situation nur nach dem längst Vertrauten und Bekannten absucht und innerlich oder äußerlich reagiert mit: „Ach - das kenne ich ja schon!“, dann ist oft Ärger vorprogrammiert. Wer kennt beispielsweise nicht den Vorwurf, gar nicht richtig zugehört zu haben? Hier zeigt sich die andere Seite der Ordnungs-Medaille: Die Reduktion zu allzu Vertrautem verschließt nämlich gleichzeitig den Blick auf die Einmaligkeit der Lebensprozesse. Und im Gegensatz zu Situationen, in denen die Bekanntheit vertrauter Kategorien wichtig ist, wird in andern Situationen Wert darauf gelegt, dass hier das Neue im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Wenn wir uns darauf nicht einlassen, dann findet statt einer Begegnung ein Austausch von Floskeln, ein Abspulen eingefrorener Rituale statt. Unser Gegenüber fühlt sich dann zu Recht nicht als er selbst wahrgenommen, sondern als geradezu beliebig austauschbares Objekt missbraucht, das nur unsere eigenen Schemata in Gang setzt.

Dass aber wohl jeder solche Situationen kennt, zeigt, wie wirksam dieser Mechanismus ist, der uns die Erfahrungswelt vor allem nach Regelmäßigkeiten absuchen lässt. In der Tat ist der selbe Vorgang, der Ordnung und Sicherheit schafft - nämlich die Reduktion auf vertraute Kategorien - gleichzeitig der Totengräber für Kreativität und Veränderung. Und hier kann nun auch die unnötige, die zu stark reduzierte, die Zwangs-Ordnung beginnen.

Die Möglichkeiten, der „Welt“ zu begegnen, lassen sich somit zwischen zwei Polen einordnen:

Auf der einen Seite, im Extrem, finden wir das Chaotische, Unvorhersagbare, Hochkomplexe. Und je mehr wir uns auf die Einmaligkeit von Prozessen einlassen, desto weniger haben wir Kategorien zur Hand und können Prognosen aufgrund der „Regelmäßigkeiten“ anstellen; und desto eher sind wir damit der Angst vor Unberechenbarkeit und Kontrolllosigkeit ausgeliefert. Aber desto weniger reduziert ist auch unsere Erfahrung, die nun eher die Wahrnehmung von Neuem, Überraschendem und Kreativem zulässt.

Auf der anderen Seite, im Extrem, finden wir die reduktionistische Ordnung. Und je mehr wir auf dieser anderen Seite kategorisieren und Regelmäßigkeiten (er-)finden, desto planbarer, prognostizierbarer und damit sicherer wird unsere Welterfahrung; jedoch erscheinen uns die so behandelten „Dinge“ auch umso starrer, langweiliger, reduzierter und gleichförmiger.

Es sei bemerkt, dass die Wahl der Begriffe „Prozess“ und „Ding“ eben im Zusammenhang mit den beiden Extrempositionen nicht zufällig erfolgte: Die sogenannte „Verdinglichung“ (*Reifikation*) ist der bei uns am weitesten verbreitete Mechanismus zur Reduktion und Kategorisierung. Hierbei werden Prozesse und dynamische Phänomene durch Akte der Erkenntnis und Sprache von uns erst erschaffen und dann faktisch als etwas „an-sich-Seiendes“ behandelt. Wir treten dann „Dingen“ wie z. B. „der Schizophrenie“, „der Sucht“ oder „der Intelligenz“ gegenüber.

Im Gegensatz dazu kann unter der Haltung, die Einmaligkeit „der Welt“ erfahren zu wollen, sogar die Begegnung mit relativ zur menschlichen Veränderbarkeit und Lebensspanne konstanten Dingen, wie z. B. einem Stein, eher ein Prozess werden: Was immer den Stein für den erkennenden Menschen zu „dem Stein“ werden lässt, beruht auf sinnlicher Wahrnehmung und deren kognitiv-emotionaler Verarbeitung, also auf einem Prozess der Erkenntnis. Da wir als Erkennende aber keineswegs immer gleich *sind*, sondern unsere Stimmungen, die Art der

Wahrnehmung, was wir empfinden etc., Prozesse sind, die *geschehen*, kann unsere Erfahrung in Auseinandersetzung mit dem (relativ) konstanten „Gegenstand“ veränderbare, neue, überraschende und kreative Aspekte bekommen. Dies spielt z. B. sowohl in der bildenden Kunst als auch in der Meditation eine Rolle - wobei die Kreativität der kognitiven Prozesse beispielsweise in der starken Veränderung beim oftmaligen Wiederholen „desselben“ Wortes oder gar Mantras erfahrbar wird.

Seinen jeweiligen Standort im Spannungsfeld zwischen diesen beiden Polen „Chaos“ und „Ordnung“ findet der Mensch nun natürlich nicht allein. Vielmehr wird er durch die Sinndeutungen und Interaktionsstrukturen der Gesellschaft wesentlich mitbestimmt. Und es ist bekannt, dass speziell der abendländischen Kultur eine besonders starke Tendenz zur Ordnung, zur Reduktion und zur Verdinglichung von Prozessen nachgesagt wird.

Die Tendenz, das natürliche Sicherheitsbedürfnis des Menschen allein und einseitig über die Kontrolle von Ordnung zu befriedigen, zeigt sich vor allem in den menschlichen Beziehungen - im Umgang mit sich selbst, mit den anderen Mitmenschen und mit der Welt insgesamt. An anderer Stelle (Kriz 1997) wurde ausgeführt, wie die moderne Wissenschaft als Ordnungs-Ideologie aus der Perspektive der Angstabwehr rekonstruiert werden kann. Und es wurde dort die Frage aufgeworfen, ob eine Psychotherapie, die auch die schöpferische Seite des Chaos nutzt, als „Wegweiser für eine lebensgerechtere Wissenschaft“ dienen könnte.

### **3. Systemtheoretische Modellebene: Attraktoren und Komplettierungsdynamik**

Die im vorangegangenen Abschnitt geschilderten Prozesse finden wir in analoger Form auch in Bezug auf viele Naturvorgänge beschrieben – besonders solche, denen sich die Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten unter den Schlagworten „Selbstorganisation“, „Ordnungsbildung“, „Emergenz“, „Phasenübergang“ etc. zuwendet. Dass deren Erforschung für die Naturwissenschaftler von hoher Bedeutung ist, wird durch die Verleihung von Nobelpreisen dokumentiert – etwa für den Laser oder für „dissipative Strukturen“.

Obwohl diese Naturvorgänge recht unterschiedlichen Bereichen zugeordnet werden, etwa der Physik, der Chemie, der Biologie, der Biochemie oder der Physiologie, hat sich mit der Systemtheorie eine gemeinsame „Sprache“ – mit allen gemeinsamen Konzepten und gemeinsamer epistemologisch wie formaler Herangehensweise herausgebildet. Insbesondere die Synergetische Systemtheorie, die von dem Physiker Hermann Haken zunächst als Theorie des Lasers entwickelt wurde, sich dann aber zunehmend als interdisziplinäres Wissenschaftsprogramm etablierte, fördert diese Gemeinsamkeit in der Betrachtung der o.a. Phänomene aus unterschiedlichen Disziplinen.

Es liegt daher nahe zu versuchen, diese Konzepte auch für Prozesse im Bereich der klinischen Psychologie und Psychotherapie heranzuziehen. Dabei geht es einmal darum, diesen Bereich an den eben skizzierten interdisziplinären Diskurs heranzuführen. Zum zweiten eröffnet sich damit die Möglichkeit, von der größeren Präzision naturwissenschaftlicher Konzepte zumindest in sofern profitieren zu können, als durch eine veränderte Perspektive auf die klinischen Prozesse Anregungen zu einem veränderten Verständnis erfolgen und Fragen für Grundlagenforschung entwickelt werden können. Das dritte und wichtigste Argument ist für mich allerdings, dass im Sinne des 1. Abschnittes lebensinadäquate naturwissenschaftliche Modelle und Metaphern durch lebensadäquate ersetzt werden können.

Das m.E. bedeutsamste Konzept, um Prozesse der Ordnungsbildung zu verstehen, ist der „Attraktor“. Damit wird thematisiert, dass manche Prozesse auf eine (zumindest für einen ge-

wissen Zeitraum) feste Struktur hinauslaufen, die sogar gegenüber nicht allzu großen Störungen stabil bleibt.

Um uns den Details des Konzepts „Attraktor“ zu nähern, soll mit zwei Beispielen für Attraktoren aus sehr unterschiedlichen Phänomenbereichen begonnen werden, um ihre interdisziplinäre Bedeutung zu unterstreichen – nämlich anhand eines Beispiels aus der Physik und eines aus der menschlichen Interaktion.

### a) Physik

Das erste Beispiel, die Bénard-Instabilität, wurde als Phänomen bereits vor rund hundert Jahren beschrieben. Die Erklärung dieses Phänomens konnte aber erst im Rahmen der Systemtheorie in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts erfolgen:

Eine von unten erhitzte Flüssigkeit gleicht die Temperaturunterschiede zur (gekühlten) Oberfläche durch Konvektionsströmung aus. Bei kontinuierlicher Erhöhung dieser Temperaturdifferenz geschieht ab einem kritischen Wert plötzlich ein qualitativer Sprung: Eine makroskopisch geordnete Bewegung setzt ein, wobei große Bewegungsrollen entstehen, an denen jeweils Myriaden von Molekülen kooperativ beteiligt sind. Die „Emergenz“ meint hier, dass sich aus dem Chaos der unglaublichen Vielfalt molekularer Bewegungsrichtungen ein klares Bewegungsmuster bildet, das den Attraktor dieser Bewegungsdynamik darstellt. Die geordnete Rollenbewegung nimmt dabei komplizierte Formen an - z.B. die Form eines Bienenwabenmusters (von oben gesehen), wie dies in Abb. 1b (bzw. 1a stark schematisiert von der Seite) dargestellt ist.

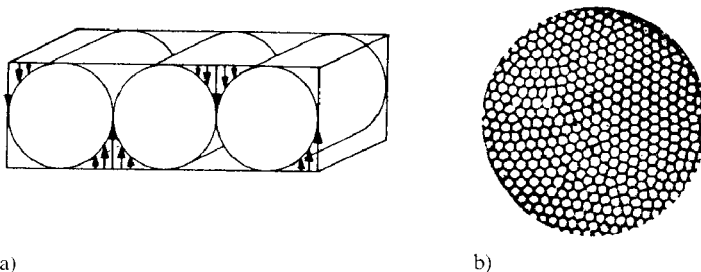


Abb. 1: Benard-Instabilität als Beispiel materieller Selbstorganisation

Wesentlich ist, dass die Flüssigkeit diese makroskopische Struktur *selbstorganisiert* bildet: Denn die Struktur wird eben gerade nicht von außen als "Ordnung" eingeführt (etwa indem jemand in der Flüssigkeit in Form der Bewegungsrollen herumrührt). Vielmehr führt die kontinuierliche Änderung relativ undifferenzierter (aber keineswegs beliebiger!) Randbedingungen (hier: Temperaturdifferenz) in diskontinuierlichen Sprüngen zu dieser hoch differenzierten Struktur. Und jedes Teilsystem bzw. "Element" trägt zirkulär-kausal einerseits zur Gesamtdynamik bei, wird aber andererseits durch diese in seiner Dynamik bestimmt (sog. "Slaving"-Prinzip der Synergetik).

Wesentlich ist auch die Nichtlinearität des Zusammenhanges zwischen der Veränderung der Umgebungsbedingungen und der des Systems: Je nach Systemzustand (d.h. der bisherigen "Geschichte" des Systems) können große Umgebungsveränderungen ggf. überhaupt nichts bewirken, während andererseits minimalste Einflüsse große Veränderungen auslösen können. Die "klassische" Regel, dass große Wirkungen auf große Ursachen zurückgehen müssen, gilt für solche Systeme also nicht.

Ein dritter zentraler Aspekt ist die Tatsache, dass dem System keine beliebigen Strukturen aufgezwungen werden können, vielmehr ist es nur möglich, das System zur Bildung ihm *inhärenter* Ordnungsmöglichkeiten zu veranlassen. Da das System dabei grundsätzlich eine Phase (chaotischer) Instabilität durchläuft, hat es in der Regel mehrere "Wahlmöglichkeiten", auf welchen Attraktor hin es sich zubewegt, d.h. welche der ihm inhärenten Lösungsmöglichkeiten (= stabile Strukturen) es aufsucht. Da hier Zufallsschwankungen eine Rolle spielen können, ist die "gewählte" Lösung nicht deterministisch vorhersagbar.

### ***b) Menschliche Interaktion***

Ein einfaches aber eindrucksvolles Beispiel im Bereich menschlicher Interaktion ist ein selbstorganisierter Klatsch-Rhythmus: Nach Beendigung einer Vorführung, etwa eines Konzertes, entsteht aus dem Chaos der vielfältigen Klatsch-Rhythmen (nur als chaotisches Klatsch-Rauschen wahrnehmbar) oft plötzlich ein gemeinsamer Rhythmus. Dieser ließe sich zwar auch erzeugen, wenn jemand auf der Bühne springen und die Anweisung geben würde: „jetzt klatschen wir mal alle gemeinsam!“ und mit großen Bewegungen den Rhythmus vorgebe: „jetzt! – jetzt! – jetzt!...“. Dies wäre aber eine von außen eingeführte Fremd-Organisation und gerade dies geschieht meist nicht. Trotz der immer noch in vielen Köpfen verankerten Vorstellung, Ordnung könne nur durch ordnenden Eingriff erzeugt werden, entsteht der gemeinsame Rhythmus hier selbstorganisiert – und dies in präziser Übereinstimmung mit den Selbstorganisationsvorgängen z.B. der o.a. Bénard-Instabilität: Aus dem Chaos der Rhythmenvielfalt emergiert eine einfache Ordnung, wobei der sich stabilisierende Gesamtrhythmus (für eine gewisse Zeit) den Attraktor des Prozesses darstellt.

Ein zweites, ebenso einfaches wie häufig verwendetes Beispiel ist die folgende Interaktionsstruktur in einer Paar-Dynamik mit den beiden Verhaltensweisen A: „Mann geht in Kneipe“ und B: „Frau meckert“:



Üblicherweise liegt der Fokus in der Beschreibung darauf, wie sich beide Verhaltensweisen, A und B, im Rahmen dieses einfachen Interaktionssystems gegenseitig stabilisieren. Im Hinblick auf „Attraktoren“ ist aber zusätzlich bedeutsam, dass die Beteiligten solche Verhaltensweisen oft nicht einfach in die Beziehung einbringen, sondern dass sich dieses Muster erst in kleinen Schritten entwickelt: A und B kommen dann zunächst schwach oder selten vor – wie auch in zahlreichen anderen Beziehungen, die *kein* solches Muster entwickeln. Wenn der Mann auf B aber verstärkt mit A reagiert und die Frau auf A verstärkt mit B, so differenziert sich dieses Muster als ein Attraktor heraus – das sich soweit radikalisiert, wie es die Randbedingungen zulassen (z.B. kann „Mann“ nicht ewig in der Kneipe bleiben, und „meckern“ geht nur, in Anwesenheit des Partners). Weder dieses Muster selbst noch die konkrete Frequenz sind vorgegeben oder von einem der beiden (in der Regel) intendiert, sondern eben selbstorganisiert.

## *Attraktoren bei iterativen Prozessen*

Nach diesen Beispielen für Ordnungsbildung soll ein etwas präziserer Blick auf die Entwicklungsdynamik attrahierender Prozesse geworfen werden. Dazu findet man im Rahmen der naturwissenschaftlichen Systemtheorie sehr präzise Antworten (vgl. Kriz 1992, 1999a) – deren Kern im Kontext dieses Beitrags aber nur veranschaulicht werden soll. Die bedeutsamen Aspekte lassen sich nämlich mit der notwendigen Präzision auch ohne Mathematik – durch die geometrische Version der mathematischen Beschreibung – bildlich-intuitiv vermitteln:

Zunächst sei hervorgehoben, dass all den Phänomenen der Systemtheorie – also insbesondere auch der Ordnungsbildung – das Prinzip der Rückkopplung zugrunde liegt. Diese kann mit sehr geringen Anteilen oder auch, wie bei Prozessen lebender Systeme typisch, mit großen Zeitverzögerungen wirksam werden. Gleichwohl lässt sich ohne Verlust der Allgemeinheit das Prinzip so vereinfachen, dass dabei eine Operation immer wieder auf ihr eigenes Ergebnis angewendet wird.<sup>4</sup> Dies ist in Abb. 2 schematisiert dargestellt.



Abb. 2

Die Bedeutung dieser Rückkopplung oder auch „iterativen Abbildung“ (bzw. -Operation) lässt sich anhand einer einfachen geometrischen Operation demonstrieren.<sup>5</sup> Dabei sei beachtet, dass in den folgenden beiden Beispielen die Operation(en) zur Einfachheit vorgegeben werden – in der Realität, d.h. bei selbstorganisierten Prozessen, bilden sich diese Operatoren aber ebenfalls selbst (z.B. wird der Klatschrhythmus in der Regel gerade *nicht* vorgegeben!). Für Abb. 3 ließe sich der Operator beispielsweise wie folgt verbal formulieren: „Entferne aus einer Strecke das mittlere Drittel und ersetze es durch eine Spitze von 60°“. Übt man diese Operation nun immer wieder auf das Ergebnis aus, so läuft dieser Prozess der iterativen Abbildung auf einen *Attraktor* hinaus. Mathematisch ergibt sich der Attraktor erst nach unendlich vielen Iterationen. In der Realisation der begrenzten Auflösung des Druckes am Papier freilich stabilisiert sich ein Attraktor schon nach wenigen Schritten: Zwischen Schritt 5 und 6 ist kein Unterschied mehr zu sehen, wie lange der Prozess auch immer weitergehen würde.

---

<sup>4</sup> Hier soll nicht weiter darauf eingegangen werden, dass kontinuierliche Änderungen eher durch Differentialgleichungen dargestellt werden - die Betrachtung in diskreten Schritten somit *eine* bestimmte Sicht darstellt.

<sup>5</sup> In diesem Kontext sei zumindest darauf hingewiesen, dass in längeren Briefwechseln zwischen dem Physiker Wolfgang Pauli und dem Psychologen C. G. Jung zwischen 1946 und 1958 in dem Bemühen, eine gemeinsame Sprache von Physik und Psychologie zu finden, diese iterative Abbildung eine zentrale Rolle spielt (vgl. Meier 1992).

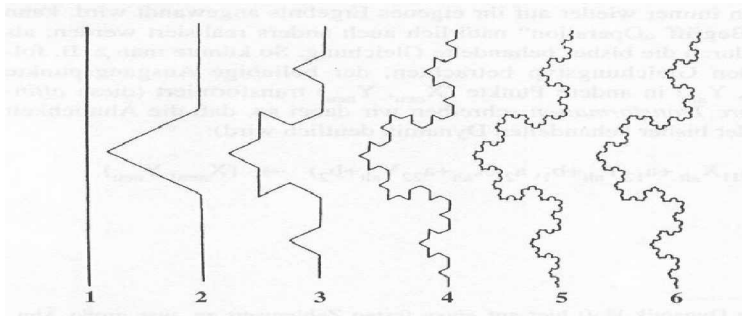


Abb. 3: Erste Schritte einer rückgekoppelten geometrischen Operation

Dies wird noch deutlicher in Abb. 4: Der Schriftzug „KRIZ“ wird jeweils zum Bild von einem Farn oder von einem Ahornblatt. Fairerweise soll gesagt sein, dass hier statt einer jeweils vier Operatoren verwendet wurden, die man sich als 4 Linsen eines Fotokopiergerätes vorstellen kann. „Iterative Abbildung“ würde dann bedeuten, dass dessen Kopien immer wieder kopiert werden.

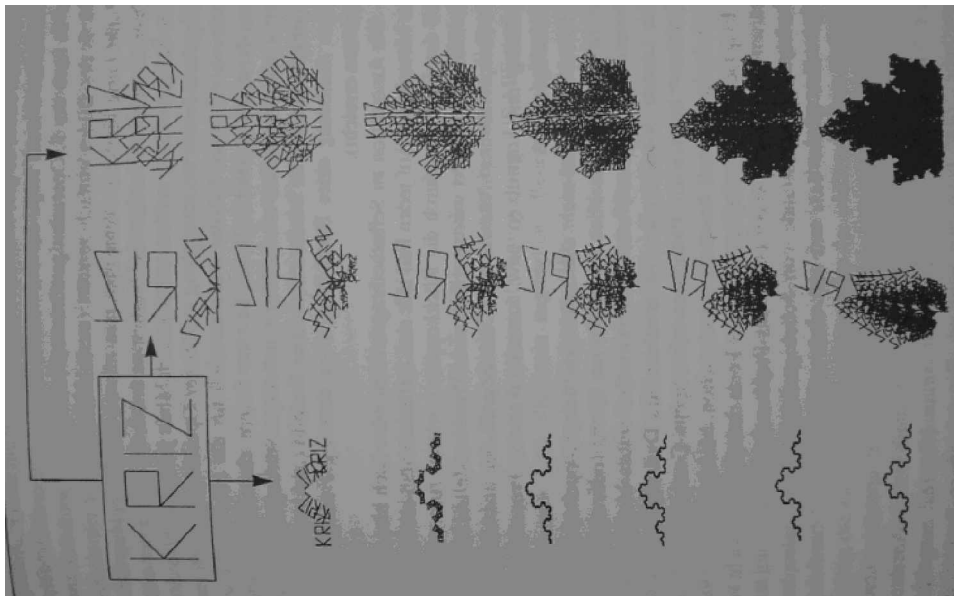


Abb. 4

nur Muster, neu scannen !!!!

Gleichzeitig macht Abb. 4 aber eine weitere sehr wichtige Eigenschaft attrahierender Dynamiken deutlich: Wenn aus „KRIZ“ das Bild eines Ahornblattes oder eines Farns werden kann, so gilt dies natürlich auch für andere Zeichen als „Anfangs-Bedingungen“. Offenbar ist also die *Operation* entscheidend und nicht das „Ausgangsmaterial“ bzw. die Konstellation der *Anfangsbedingungen*. Mehr noch: es gibt keine Einschränkung, wann dieser „Anfang“ stattfindet. Daraus folgt, dass der Prozess, der zum „Ahornblatt“ führt, z.B. nach der 5. Operation gestört werden könnte, etwa indem man 99 % des Bildes einfach zerstört (tatsächlich muss nur ein einziger Punkt übrig bleiben). Wenn man nun mit der Iteration dieser Operation einfach fortfährt, so werden natürlich die Bilder der nächsten Schritte völlig anders aussehen. Da aber jede beliebige Ausgangsform in der Rückkopplung mit dieser Operation letztlich zum „Ahornblatt“ führt, gilt das natürlich auch für die „Form“, die aus dem Rest des zerstörten Bildes besteht. Sofern also die Operation selbst nicht verändert wird, führen beliebige Störun-

gen und Zerstörungen gleichwohl wieder zum selben Endbild (und in der graphischen Auflösung eines Buchbildes, wäre dies sogar bereits nach wenigen Schritten erreicht).

Die Assoziation zu Selbstheilungskräften wäre auch hier mehr als nur Metaphorik.<sup>1</sup> Auf jeden Fall lässt sich festhalten, dass ein beliebiger Teil des Endbildes durch die Rückkopplung wieder zum vollständigen Bild komplettiert wird. Attrahierende Prozesse sind somit durch eine *Komplettierungsdynamik* gekennzeichnet.

Dies ist noch bedeutsamer, wenn es sich nicht wie bei den letzten Beispielen um Prozesse handelt, bei denen die Operatoren mathematisch *vorgegeben* wurden, sondern wie bei der Benard-Instabilität, dem Klatsch-Rhythmus, der Paar-Dynamik und faktisch allen realistischen Beispielen, die Ordnungen *selbstorganisiert* sind. Dabei bilden sich die Operatoren im Prozess selbst erst heraus. Wie in den obigen Beispielen der Selbstorganisation deutlich wurde, findet offenbar ein Wechselspiel zwischen der Mikro-Ebene der Dynamik und der Makro-Ebene der Ordnung (oder: „Regel“, „Muster“) statt.

Im Prozess der Benard-Instabilität bedeutet dies, dass die Bewegungsrichtung von Molekülen im Sinne der späteren Ordnung durch die Randbedingungen stärker unterstützt werden als konkurrierende Bewegungen. Je mehr Moleküle aber bereits an diesen makroskopischen Rollbewegungen teilnehmen, desto größer wird der Einfluss dieser Gesamtbewegung auf die restlichen Moleküle, sich dieser Bewegungsrichtung anzuschließen – und je mehr „mitmachen“ desto größer wird der Einfluss. Analoges gilt für praktisch alle Selbstorganisationsprozesse in den Naturwissenschaften – beispielsweise für den Laser und dessen Photonen.<sup>6</sup> Wir haben eine Top-down-Wechselwirkung zwischen der Gesamtdynamik, die wie ein Feld wirkt, und den Teilen: Je mehr Teile in Sinne des Feldes wirken, desto größer der Einfluss und desto mehr Teile ändern ihre Dynamik im Sinne des Feldes, was wieder den Einfluss vergrößert.

Dies ist auch beim Klatschen der Fall: Aus dem Chaos der vielfältigen Klatsch-Rhythmen heben sich (nach kurzer Zeit) einige hervor. Je mehr Menschen sich (meist unbewusst) einem bestimmten Rhythmus anschließen – weil dieser lauter, deutlicher oder (ebenfalls unbewusst) „angemessener“ ist, als konkurrierende Rhythmen, desto lauter wird er und desto eher schließen sich auch noch andere an – bis letztlich alle *diesen* einen Rhythmus klatschen (ggf. mit wenigen Counter-Rhythmen, die aber in der Regel gut zum Gesamtrhythmus passen).<sup>7</sup> Analog lässt sich auch die Dynamik bei den Interaktionsprozessen verstehen: Je stärker bereits ein Muster besteht – d.h. je geringer die Freiheitsgrade werden, davon abzuweichen – desto stärker ist auch der attrahierende Sog, immer mehr der Verhaltensweisen und Wahrnehmungen von diesem Muster bestimmen zu lassen. Im Beispiel oben: je mehr der Partner „säuft“, desto deutlicher wird dessen Fehlverhalten und desto mehr „Grund“ besteht zum Nörgeln; je mehr aber genörgelt wird, desto deutlicher wird die unerträgliche Situation und desto mehr „Grund“ besteht, das Weite bzw. die Kneipe zu suchen.

Daran wird das bedeutsame Verhältnis zwischen Gesamt- und Teildynamik (bzw. zwischen Feld und Teilen) deutlich: Ohne das Verhalten der Teile gäbe es keine Gesamtdynamik bzw. kein Feld – denn letzteres ist nichts anderes als eben die Bewegung der Moleküle, als das Klatschen, oder als das Verhalten in der Paardynamik. Gleichzeitig bestimmt (technisch: „versklavt“) die Gesamtdynamik bzw. das Feld aber das Verhalten der einzelnen Teile.

---

<sup>6</sup> Dies ist übrigens auch der Grund, weshalb Beispiele aus den Naturwissenschaften die Konzepte präziser verstehen lassen: Sie sind leichter abgrenzbar und vor allem unterstellt man Molekülen und Photonen keine „Absichten“ etc. – was im psycho-sozialen Bereich sofort als „Erklärung“ herangezogen werden würde.

<sup>7</sup> Und selbst, wenn man unterstellt, dass bei vielen eine „Intention“ zu einem „gemeinsamen Rhythmus“ vorhanden war (was ich so bezweifeln möchte), erklärt dies nicht, welcher Klatschrhythmus letztlich entsteht – beispielsweise jener, den die „Dame in der 5. Reihe im roten Kleid“ hatte. *Dies* war ganz gewiss *nicht* die Intention der meisten!

Alle diese Beispiele demonstrieren einen weiteren Aspekt der Prinzipien von Selbstorganisation, Attraktoren und Komplettierungsdynamik, nämlich die *zirkuläre Kausalität*. Haken (1992) hat in diesem Zusammenhang hervorgehoben, dass Musterbildung und Mustererkennung als zwei Seiten derselben Medaille aufzufassen sind: Ist ein Teil der Subsysteme bzw. Teile bereits geordnet, so generieren diese ein Feld (beschrieben durch sog. Ordnungsparameter) das den Rest des Systems „versklavt“ (*enslaving-Prinzip*), d.h. die Ordnung komplettiert. So bilden sich Muster bzw. Ordnungen. Andersherum werden Ordnungen „erkannt“, indem einige Eigenschaften dieser Ordnung ebenfalls ein Feld bzw. Ordnungsparameter generieren, was ebenfalls alle weiteren Eigenschaften der Ordnung komplettiert (vgl. Abb. 5)

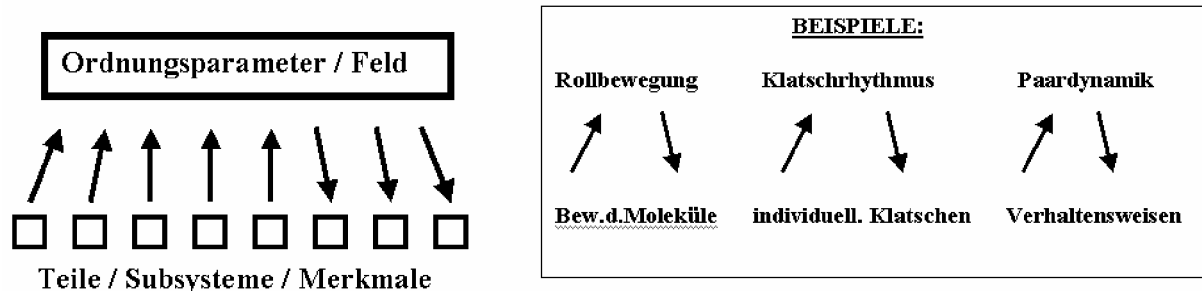


Abbildung 5: Zirkuläre Kausalität

Bei den Selbstorganisationsprozessen sind die entstehenden Felder in der Regel so geartet, dass sie mindestens zwei Attraktoren (in der Regel sogar komplizierte Attraktoren-Landschaften) bilden. Dies ist in Abb. 6a (für 4) bzw. 6b (für mehr) Attraktoren dargestellt: Die Dynamik entspricht dann einer Kugel, die auf einen Gipfel (oder in der Nähe eines Gipfels) gesetzt wird und ins Tal (=Attraktor) rollt. Sehr typisch ist übrigens, dass sich beim Entstehen der Attraktoren-Landschaften bzw. Felder die Attraktoren paarweise bilden: das System hat dann die Möglichkeit den einen oder den anderen Attraktor zu „wählen“ (bei der Benard-Instabilität z.B. die Links- oder die Rechtsdrehung einer bestimmten Rolle). „Wählen“ meint dabei, dass kleinste Zufallseinflüsse – aber ggf. auch kleinste Steuerimpulse! – ausreichen, damit das System von einem instabilen Zustand (= Position auf dem Gipfel in Abb. 6) in eines der Täler (Attraktoren) rollt.

Befindet sich die Kugel in Abb. 6 auf dem höchsten Punkt (oder in dessen Nähe), dann gibt es eben mehrere Möglichkeiten für die weitere Dynamik. Ein Wechsel wird aber immer unwahrscheinlicher, je weiter die Kugel sich auf diesem Wege voranbewegt (sie müsste dann ja wieder über den „Berg“ gehoben werden). Neben der *Entstehung* von Ordnung (*Emergenz*) aus chaotischer Komplexität spielt auch der *Übergang* von einem Ordnungszustand (Attraktor) in einen anderen Ordnungszustand eine Rolle (*Phasenübergang*). In Abb. 6 muss die Kugel also von einem Tal über den Berg (= Instabilität) gehoben werden, damit sie in ein anderes Tal rollen kann. Eine Änderung der Ordnung ohne Instabilität ist also nicht möglich – das „stirb und werde!“ aller Weisheitslehren.

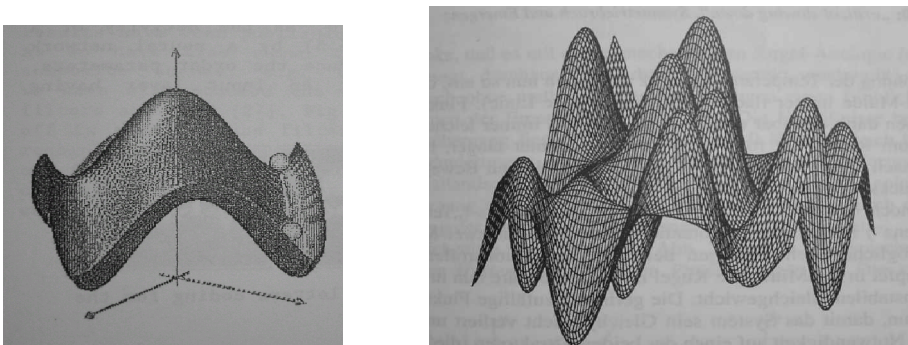
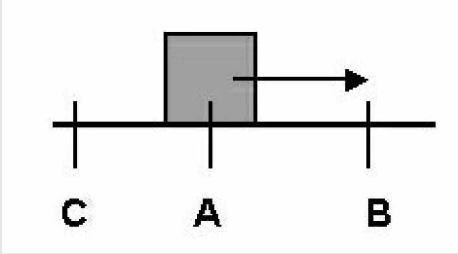
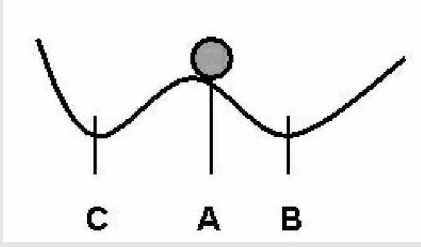


Abb. 6 a + b

Zusammenfassend zu diesem Abschnitt sollen nochmals die wesentlichen Prinzipien der Systemtheorie kurz aufgezählt werden – insbesondere jene, welche die klassisch-mechanistischen Anschauungen über das „Funktionieren der Natur“ deutlich korrigieren (obwohl diese durchaus weiterhin ihren Gültigkeitsbereich haben – allerdings eher in Sonderfällen und keineswegs, wie angenommen, als Regelfall: so kann man natürlich den Klatschrhythmus „befehlen“, oder versuchen, Flüssigkeiten computergesteuert gezielt zu rühren – aber dies setzt nicht die Prinzipien der Selbstorganisation außer Kraft).

<p><b>Klassisch-mechanistisches Bild</b></p> 	<p><b>Systemisch-dynamisches Bild</b></p> 
<p><b>Fremdorganisation:</b> Ein Kraft, bzw. ein „Einfluss“ oder ein „Wirkfaktor“ bewirkt, dass sich das System (<i>Quadrat</i>) von A nach B bewegt. Ebenso könnte das System aber auch zu jeder andere Punkt (bzw. Ordnungszustand) zwischen A und B – oder auch in Richtung auf C etc. – bewegt werden – das hängt ausschließlich von der genauen Dosierung, d.h. von Ausmaß und Richtung, der Kraft ab.</p>	<p><b>Selbstorganisation:</b> Aufgrund von unspezifischen Umgebungsbedingungen (<i>Kräfte, die die Kurvenlandschaft bewirken</i>) nimmt das System (<i>Landschaft mit Kugel</i>) einen dynamischen Ordnungszustand bzw. <b>Attraktor</b> ein (<i>Kugel rollt nach B</i>). Dieser wird nicht von außen eingeführt (das wäre ja Fremdorganisation) sondern ist dem System inhärent (<i>die o.a. Kräfte können nur bestimmte, systeminhärente Landschaften bewirken; die Kugel kann dann nur bei C oder B landen; e gibt also ausgezeichnete Zustände</i>).</p>
<p><b>Determinismus:</b> Was geschieht ist nur von der Dosierung (s.o.) der Kraft abhängig. Zufallseinflüsse spielen höchstens als Fehlervariable eine Rolle.</p>	<p><b>Wahlfreiheit:</b> Es gibt immer mehrere inhärente Zustände (<i>C und B</i>), zwischen denen das System „wählen“ kann – d.h. aufgrund von Zufallseinflüssen oder minimalen Steuereinflüssen (<i>am Gipfel oder noch bei A</i>) werden relativ große Veränderungen bewirkt.</p>
<p><b>Stabile Gleich-Gültigkeit:</b> Ohne Wirk-Kraft geschieht gar nichts, ansonsten sind alle Punkte der Ebene gleich gültig (s.o.). Die Ordnung (<i>irgendeine! Position zwischen C und B</i>) wird von außen eingeführt</p>	<p><b>Instabilität:</b> Das Entstehen von Ordnung (<i>Emergenz</i>) oder der Ordnungs-Ordnungs-Übergang (<i>Phasenübergang von B nach C</i>) spielt Instabilität eine zentrale Rolle (<i>Gipfel</i>)</p>
<p><b>Ordnung als Ordnungs-Aufbau:</b> typischerweise werden etwas kompliziertere Ordnungszustände aus einfachen synthetisch zusammengesetzt (<b>Baukastenprinzip</b>). Z.B. wird kompliziertes Verhalten aus einer Sequenz operationaler Konditionierungen „zusammengesetzt“</p>	<p><b>Ordnung als Reduktion:</b> Die Emergenz von Ordnung bedeutet eine radikale Reduzierung von Komplexität (bei der Benard-Instabilität z.B. werden Myriaden Gleichungen, die Bewegungsrichtungen und Geschwindigkeiten der Moleküle beschreiben, auf drei Gleichungen für die Rollbewegung reduziert)</p>
<p>Ordnung wird hier nur von außen in die Organisation des Systems eingeführt</p>	<p><b>Zirkuläre Kausalität:</b> Die Dynamik auf der Mikro-Ebene etabliert die Ordnung, die ihrerseits <b>als Feld</b> auf der Makro-Ebene die Ordnung der Dynamik bewirken; sog. <b>slaving-Prinzip</b></p>

**Lineare Ursache-Wirkung:** je größer die aufgewendete Arbeit („Ursache“), desto größer die Veränderung (*die zurückgelegte Wegstrecke von A zum neuen Punkt – z.B. B*)

**Keine lineare Ursachen-Wirkungs-Relation:** Je nach Systemzustand und Geschichte des System bewirken „dieselben“ Veränderungen unterschiedliches (*in der Umgebung von B oder C wird jede Einwirkung bzw. Abweichung wieder nivelliert; bei A hingegen führen geringste Einflüsse zu großen Veränderungen*).

An anderer Stelle habe ich gezeigt (Kriz 1998), wie diese Kernprinzipien interdisziplinärer Systemtheorie hervorragend mit Kernprinzipien Humanistischer Psychologie und Psychotherapie korrespondieren – etwa mit Wolfgang Metzgers (1962) „Kennzeichen der Arbeit am Lebendigen“.

#### 4. Kognitive Ebene: Systemprinzipien in der Realität des psychologischen Labors

Sinnfindungs- und Sinndeutungs-Dynamiken – die in Abschnitt 2 vorgetragenen dynamischen Prinzipien unserer Lebenswelt – stimmen nun m.E. in hervorragender Weise mit den dynamischen Prinzipien der in Abschnitt 3 referierten Systemtheorie überein. Die Komplexität und Vagheit von zahlreichen Situationen erfordert es, bei der Konstituierung unserer Lebenswelt die Fülle der Außen- und Innenreize zu ordnen, zu vereinfachen, und so „stimmig“ zu machen. Das bedeutet, sie können als attrahierende Prozesse verstanden werden. Dies soll zunächst ein experimentelles Beispiel aus der Psychologie erhellen:

Ein komplexes Punktemuster (links oben) wird dabei kurz von einer Vp angeschaut, die dann versucht, es aus dem Gedächtnis zu reproduzieren (2. Muster links oben). Diese Reproduktion wird von einer weiteren Vp kurz angeschaut, die dann wieder eine Reproduktion erzeugt (3., mittleres, Muster in oberen Reihe). In dieser sog. „seriellen Reproduktion“ verändert sich das Punktemuster so lange, bis es so einfach und prägnant ist, dass es perfekt reproduziert werden kann (wobei natürlich keineswegs immer aus dem Muster links oben das „Quadrat“ rechts unten folgen muss, sondern auch andere prägnante Formen als Attraktor möglich sind).

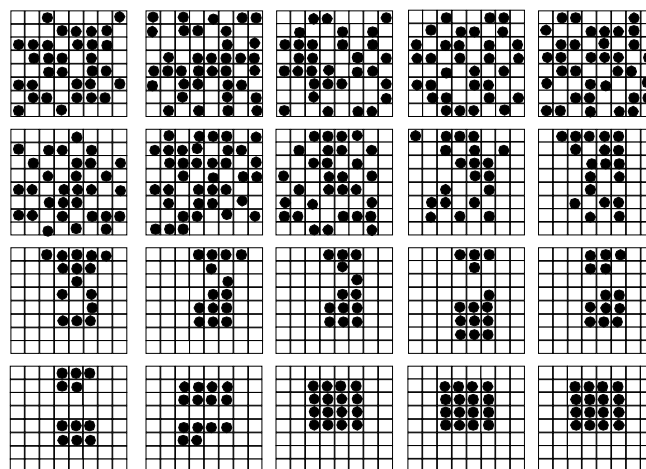


Abb. 7: Serielle Reproduktion eines komplexen Punktemusters bei 19 aufeinander folgenden Versuchspersonen (nach Stadler & Kruse 1990)

Dieser Vorgang der seriellen Reproduktion entspricht genau der iterativen Abbildung, wie sie in Abschnitt 3 erläutert wurde (vgl. Abb. 3), sowie dem Prinzip zirkulärer Kausalität mit Mustererkennung und Musterbildung (vgl. Abb. 5): Unsere Tendenz, Ordnungen zu (er)finden, führt dazu, dass irgendwann bei der seriellen Reproduktion die Zufallspunkte etwas geordneter erscheinen. Darauf reagiert unser kognitives System als Mustererkennungs-Dynamik sofort: Aus den (vermeintlich) erkannten Eigenschaften wird ein ordnendes Feld erzeugt, das die Dynamik zunehmend versklavt und letztlich ein prägnantes Muster liefert, das gegenüber dem Anfangsmuster eine deutliche Reduktion an Komplexität darstellt.

Natürlich ist diese attrahierende Dynamik bei der visuellen Wahrnehmung und Reproduktion nur ein besonders anschauliches Beispiel aus jüngerer Zeit. Bemerkenswert ist, dass die serielle Reproduktion, und damit die Nutzung der iterativen Abbildung, um schwache Wirkungen von attrahierenden Ordnungsdynamiken zu untersuchen, bereits in den 30er Jahren von dem Psychologen Bartlett (1932) erfunden wurde – also rund drei Jahrzehnte, bevor diese in der modernen naturwissenschaftlichen Systemtheorie eine Renaissance erlebte.

Mit dieser Methode untersuchte Bartlett die serielle Reproduktion von Geschichten und andere Gedächtnis- und Reproduktionsvorgänge. Zur theoretischen Einordnung seiner Befunde entwickelte Bartlett das Konzept des Schemas: „Schema refers to an active organisation of past reactions, or of past experiences“. Dieses wirkt dann strukturierend in jeder Reaktion des Organismus. So fordert der Akt der Erinnerung einen aktiven "process of construction"; während einer solchen Erinnerung werden erworbene Schemata genutzt, um passende Details zu konstruieren. Die besonders schwache Gedächtnisleistung in bezug auf fremdartige Teile der Geschichten interpretierte er beispielsweise damit, dass das Material nicht durch existierende Schemata assimiliert werden konnte, weil Konzepte und somit im wörtlichen Sinne "die Worte fehlten" ". "Without some general setting or label as we have repeatedly seen, no material can be assimilated or remembered" (Bartlett, 1932, S.172). "Sharpening" beschreibt den Vorgang, durch den wenige Details behalten und dann übertrieben dargestellt werden. Dabei haben die Studenten Schemata für die Auswahl und Veränderung ausgewählter Details angewendet. Die Studenten tendierten ferner dazu, entsprechend ihren Erwartungen einige Passagen kompakter, kohärenter und konsistenter zu reproduzieren. Bartlett nannte diesen Prozess "rationalization" und betonte, dass der jeweilige Untersuchungsteilnehmer aktiv Bedeutung herzustellen versucht - ein Versuch, der die Geschichte passend zu den eigenen Erwartungen (de)formiert.

Nicht nur die Übereinstimmung der seriellen Reproduktion mit den iterativen Abbildungen sondern auch die Korrespondenz dieser zentralen Prinzipien seiner Schema-Theorie mit den Prinzipien zirkulärer Kausalität, Musterbildung und -erkennung ist erstaunlich. Dass Bartlett damit der Begründer der für die Entwicklungspsychologie bedeutsamen Schema-Theorie von Piaget war, sei nur am Rande vermerkt.<sup>8</sup>

Auch von Seiten behavioristisch orientierter Forscher wird Bartlett – nach Jahrzehnten der Ignoranz gegenüber seinem Ansatz – heute als einer der Vorläufer moderner kognitiver Psychologie anerkannt. Es scheint sogar so, als könnte das Schema-Konzept eines der verbindenden theoretischen Glieder unterschiedlicher Therapie-Richtungen werden. So stellen beispielsweise moderne Verhaltenstherapeuten (Beck et al. 1994, Young 1994, Parfy et al. 2003), ebenso wie humanistische Therapeuten (Greenberg and van Balen 1998 Greenberg, Rice and Elliott 1993, Höger 1995, Sachse 1999) das Schema-Konzept ins Zentrum ihrer Ansätze – ebenso wie Grawe (1998) mit seinem übergreifende Therapieansatz, Luc Ciompi (1982) mit

---

<sup>8</sup> Leider wird dies explizit in angemessenem Maße erst in jüngerer Zeit gewürdigt – z.B. von seiner Lebensgefährtin Bärbel Inhelder: „At this point, we would like to emphasize that our work in memory is in the tradition of the famous Bartlett (1932). In fact, our terminology, and, at a deeper level, the ideas that have directed our search are no doubt reminiscent of his highly original approach to these problems“. (Inhelder, 1976, S. 119)

seinen affektlogischen Schemata, ähnliches gilt für Therapie relevante Grundlagenforscher (Bower 1981, Rumelhart 1989 oder Kuhl 2001, um nur wenige zu nennen).

Trotz der großen Übereinstimmung in wesentlichen Vorstellungen, taucht der Begriff „Schema“ in der Personzentrierten Systemtheorie (fast) nicht auf.<sup>9</sup> Der unbestreitbare Vorteil, einen psychologischen Begriff im Gegensatz zu den in Abschnitt 3 benannten naturwissenschaftlichen Begriffen zu haben, wird m.E. dadurch zunichte gemacht, dass der Schema-Begriff in der Literatur sehr uneinheitlich und unpräzise verwendet wird und erhebliche Konfusion verursacht – was übrigens auch von vielen Autoren selbst zugestanden wird. Selbst Bartlett schrieb schon: „I strongly dislike the term 'schema'“ – um dann aber zu argumentieren, dass er keinen besseren Begriff wisse und daher fortfahre, ihn zu benutzen.

Der Hauptgrund für die Probleme mit dem Schema-Konzept liegen m.E. darin, dass oft zwei sehr unterschiedliche Aspekte und Ebenen der Prozessdynamik miteinander konfundiert werden: „Schema“ wird nämlich zum einen im Sinne von ordnenden Kräften verstanden, meint also die o.a. Operatoren bzw. attrahierenden Kräfte oder das Feld – kurz: die Ordner. – Zum anderen aber wird „Schema“ auf die dabei entstandene Ordnung bezogen – also auf den o.a. Attraktor. Dieser wichtige Unterschied zwischen Ordner und Ordnung wird in Abb. 3 und 4 deutlich: so ist das Bild des Blattes bzw. des Farns die entstandene Ordnung. Was aber die Ordnung entstehen lässt, die Operatoren, sind nicht zu sehen – in diesem Beispiel wären es entweder die mathematischen Transformationen in der iterativen Abbildung oder, real interpretiert, der Vorgang des wiederholten Kopierens am Kopierer mit bestimmten Linsen. Ebenso ist das Punktequadrat in Abb. 7 die entstandene Ordnung. Das, was diese Ordnung aber hervorbringt, ist der kognitive Prozess aus Wahrnehmen-Merken-Reproduzieren – so wie auch bei Bartletts serieller Reproduktion von Geschichten.

Es dürfte klar sein, dass die ordnenden Kräfte und die dabei entstehende Ordnung keineswegs dasselbe sind, und eine Konfundierung in große Probleme führen kann. Bartlett, Piaget u.a. verstehen unter „Schema“ auch meistens die ordnenden Kräfte (wie aber nennt man dann die vom Schema verursachte Ordnung ??) – aber leider nicht immer. Und bei anderen originären Autoren bzw. solchen, welche die Theorie Bartletts, Piagets etc. darstellen oder verwenden, findet man eine noch stärkere Vermischung beider Bedeutungen. M.E. liegt das daran, dass „Schema“ (als Operator) bereits so viel systemtheoretisch-dynamisches Denken enthält, dass es nicht zur mechanistisch-statischen Metaphorik passt – und die Vorstellungen immer wieder auf das manifeste Produkt der Ordner, eben die Ordnung, zurückfallen.<sup>10</sup>

<sup>11</sup> So wären beispielsweise folgende, wenige, Formulierungen im Zusammenhang mit „Schemata“ falsch, die unterschiedlichen aktuellen Werken entnommen sind:<sup>12</sup> „...Schemata oder Vorstellungen“,<sup>2</sup> „...kognitive Begriffe bzw. Schemata...“,<sup>3</sup> „...Säugling lernt früh, die invarianten Merkmale (Schemata) ..zu erkennen“, „Schemata werden als mentale Modelle verstanden“<sup>4</sup>, „...Assimilation dieser Informationen an existierende Schemata“, „Ein Schema enthält also wesentlich mehr Elemente und Relationen.“<sup>5</sup> Alle diese vermitteln eher die Vorstellung eines Bildes, einer Ordnung, eines Inhaltes etc. anstatt jener ordnenden Kräfte, wel-

<sup>9</sup> In der Tat wurde z.B. auf dem 38. Kongress der DGfP in Trier 1992 von Zuhörern einer Arbeitsgruppensitzung die Frage erhoben, warum in Arbeiten, die Mitarbeiter und ich vorstellen, von „Attraktoren“ und „Komplettierungsdynamiken“ gesprochen würde und nicht von „Schemata“

<sup>10</sup> Dasselbe Problem finden wir übrigens bei Jungs „Archetypen“, die auch bei Jung lange Zeit mal Operatoren mal deren Produkt waren – und erst recht bei zahlreichen Darstellungen Jungscher Theorie. Präzise wird es dann durchgehend im Dialog mit dem Physiker Pauli (vgl. Kriz 1997, 1999b).

<sup>11</sup> Dasselbe Problem finden wir übrigens bei Jungs „Archetypen“, die auch bei Jung lange Zeit mal Operatoren mal deren Produkt waren – und erst recht bei zahlreichen Darstellungen Jungscher Theorie. Präzise wird es dann durchgehend im Dialog mit dem Physiker Pauli (vgl. Kriz 19xx, 19xx).

<sup>12</sup> Bewusst wird hier auf bibliographische Verweise verzichtet, da es mir nicht um die Autoren sondern um das Denken geht – sämtliche Zitate sind aber original.

che das Bild, die Ordnung oder den Inhalt erst erzeugen. Selbst Bartlett schrieb u.a. „...that sort of organised mass of experiences which ..(is)..a schema“ – es geht aber um den Organisator und nicht um das Organisierte.

Eine ähnliche Konfundierung von Ordnen und Ordnung findet man bei einem der Schema-Theorie sehr verwandten Ansatz: der psychologische Theorie der „persönlichen Konstrukte“ von George A. Kelly (1986) – die übrigens auch ihre jahrzehntelange Nicht-Beachtung mit der Theorie von Bartlett teilen musste. So werden „Kernkonstrukte“ beispielsweise definiert als Konstrukte, die „die lebenserhaltenden Prozesse einer Person steuern“ – was (wie ganz überwiegend) den Ordner-Aspekt der Konstrukte betont. Hingegen heißt es, ein Konstrukt sei „durchlässig, wenn es neu wahrgenommene Elemente in seinen Kontext aufnimmt“ (Hess, 2003 S. 28) – was eher den Ordnungs- bzw. Inhalts-Aspekt ins Zentrum rückt.

Bei Hess (2003) findet sich eine modifizierte Fassung des Konstruktbegriffs, in dem er Kelleys „Konstrukt“ mit dessen „Construction-Preemption-Controle Cycle“ zusammenfasst, und so zu einer Darstellung kommt, die einerseits Abb. 5 sehr ähnlich ist, andererseits kognitiv-affektive- und Handlungsprozesse zusammenbindet (vgl. Abb. 8).

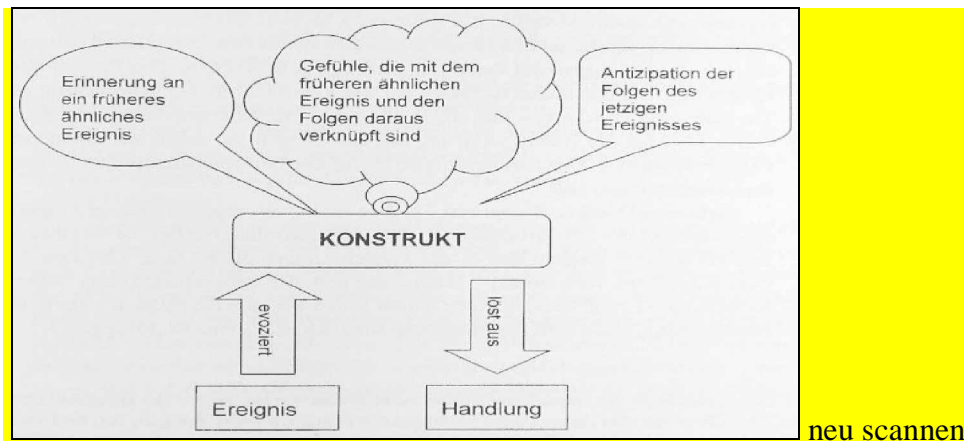


Abb. 8: modifizierter Konstruktbeff nach Kelly (aus Hess 2003)

In Verbindung mit Abb. 5 würden wir sagen: Ein Ereignis – genauer: einige Merkmale des Ereignisses – evozieren ein Konstrukt, d.h. rufen ein Feld auf. Die Textblasen oberhalb des „Konstrukts“ in Abb. 8 können als Hinweis auf die Komplettierungsdynamik verstanden werden, mit dem diese Situation „erkannt“ (d.h. eine sinnhafte Ordnung konstruiert) wird. Dies wird dann handlungsleitend.

Als rein kognitive Komplettierungsdynamik lässt sich auch ein klassisches Experiment von Asch (1946) re-interpretieren. Asch vertrat eine gestaltpsychologische Orientierung und betonte daher, dass der Gesamteindruck von einer Situation oder von einer Person nicht nur eine Sammlung verschiedener einzelner Informationen ist, sondern dass diese Informationen in einem Kontext gesehen werden und ein organisiertes Ganzes ergeben. Seine Arbeit beginnt mit der Feststellung: "Wir schauen einen Menschen an, und sofort bildet sich in uns ein bestimmter Eindruck über seinen Charakter" (Asch, 1946, S.258). Wieder sehen wir uns sofort an die Komplettierungsdynamik erinnert.

In einem von Aschs vielen variantenreichen Experimenten wurden Schülern als Beschreibung einer Person langsam nacheinander 6 typische Eigenschaften vorgelesen. Eine Gruppe bekam die Eigenschafts-Liste: „intelligent - eifrig - impulsiv - kritisch - eigensinnig – neidisch“. Eine andere Gruppe erhielt dieselbe Liste, allerdings in umgekehrter Reihenfolge, also: „neidisch - eigensinnig - kritisch - impulsiv - eifrig – intelligent“. Es zeigte sich, dass die

erste Gruppe von der beschriebenen Person danach einen deutlich positiven Eindruck hatte, während die andere Gruppe die Person deutlich negativ beurteilte.

Dieser in der Literatur als „Primacy-Effekt“ oft zitierte Befund lässt sich im Lichte der in Abb. 5 schematisierten zirkulären Kausalität bzw. Komplettierungsdynamik auch wie in Abb. 9 verstehen (wobei die Pfeilrichtungen natürlich nur mögliche *Haupt*richtungen der Wirkungen darstellen):

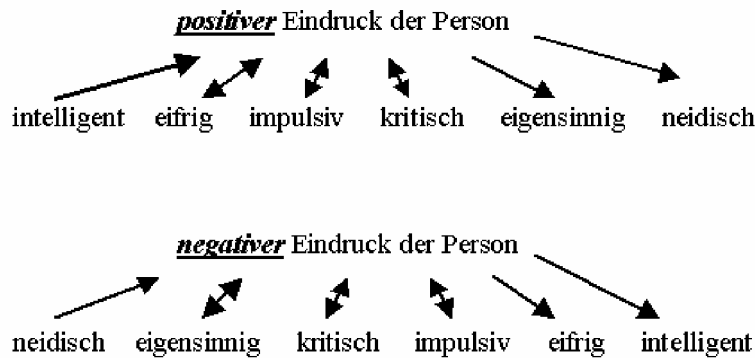


Abb. 9

Diese wenigen Beispiele zeigen die Fruchtbarkeit des in Abschnitt 3 dargestellten systemtheoretischen Ansatzes und dessen Prinzipien zur Rekonstruktion psychologischer Experimente bzw. Befunde und Beschreibungen und den darin herrschenden Wirkprinzipien. Es lag daher nahe, gerade das iterative Design der seriellen Reproduktion für die Untersuchung von psychischen bzw. affektlogischen<sup>13</sup> Komplettierungsdynamiken zu verwenden. Hierzu wurden in Osnabrück in den letzten 15 Jahren zahlreiche Experimente durchgeführt, in denen die attrahierende Kraft der affektlogischen Prozesse in recht unterschiedlichen Zusammenhängen untersucht wurde (Übersichten in Kriz 1999a, 2001).

So wurden in einem Experiment (Kriz, Kessler & Runde 1992) den „Versuchspersonen“ (Vpn) 10 Aussagen über die Persönlichkeit einer fiktiven Person „Herr K. aus S.“ vorgelegt. Jede der Aussagen entstammten einer der 10 Dimensionen des Persönlichkeitstests FPI-R.<sup>6</sup> Daraufhin wurden jeder Vp weitere 200 Aussagen dieses Tests vorgelegt<sup>14</sup>. Bei jeder Aussage sollte die Vp einfach raten, ob „Herr K.“ dieser Aussage über sich zustimmen oder sie ablehnen würde, und angeben, wie sicher sie sich ihrem Urteil sei.

Eigentlich können die Vp wirklich nur raten, denn die gegebene Information war mehr als dürftig. Gleichwohl ist selbst Raten ein affektlogischer Prozess, bei dem man sich irgendwie „Herrn K.“ vorstellen muss. Es stand also zu erwarten, dass sich attrahierende Dynamiken ausbilden würden. Die Antwortsequenzen wurden für jede FPI-Skala einzeln betrachtet. Dabei sind - ohne hier auf Details eingehen zu können - natürlich jene Fälle besonders interessant, in denen zu Beginn eine Zufallsschwankung zu finden ist, dann aber, durch die affektlogischen Prozesse in bezug auf „Herrn K.“ plötzlich ein klares „Bild“ entsteht – d.h. die Urteile über „Herrn K.“ stabil auf einer bestimmten Skala werden.

Bemerkenswert ist, dass alle von uns untersuchten „normalen“ Vpn auf einigen Dimensionen attrahierten, auf anderen nicht. Eine genauere Analyse aller Ergebnisse zeigte, dass zwischen den Vpn große Unterschiede hinsichtlich der Wahl der attrahierenden Dimensionen

<sup>13</sup> Ich bevorzuge hier „affektlogisch“, weil die Bedeutung von „kognitiv“ zwar ehemals den gesamten Erkenntnisprozess (also selbstverständlich rationale *und* affektive Teilekomponenten) umfasste, dann aber absurderweise auf „rational-logisch“ reduziert wurde, so dass man nun wieder mit Begriffsschöpfungen wie „kognitiv-affektiv“ diese analytische Einseitigkeit der Sicht künstlich zu synthetisieren versucht.

<sup>14</sup> Da der FPI-R nicht so viele Items enthält, waren die letzten 50 mit den ersten 50 Items identisch.

bestehen – d.h. dass diese „Bilder“ eher aufgrund persönlicher Lebensgeschichten als aufgrund allgemeiner sozialer Stereotype gebildet werden. Wobei sich diese Aussage natürlich nur auf die erfassten Dimensionen des FPI-R bezieht: Es ist recht wahrscheinlich, dass es Eigenschaften gibt, in denen soziale Stereotypen durchschlagen (z.B. „männlich/weiblich“).

Im Gegensatz zu den nicht-klinischen Ergebnissen zeigte sich bei als „schizophren“ diagnostizierten Menschen (F 20.-, ICD 10 – jenseits einer akuten Periode), dass sie keine klaren bzw. stabilen „Bilder“ der Eigenschaften von „Herrn K“ konstruierten. Vielmehr waren bei allen Vpn dieser Gruppe auf allen Skalen nur Zufallsschwankungen zu finden.

Daraus kann allerdings nicht geschlossen werden, dass die Personen der klinischen Gruppe keine Konzepte über Herrn K. bildeten. Nach ihren Vorstellungen über Herrn K. am Ende im freien Interview befragt, kamen Antworten wie z.B. (sinngemäß) „Ja, ich kann mir den sehr gut vorstellen – ein fieser Typ, der einen roten Sportwagen fährt und seine Frau prügelt!“ Diese Menschen entwickelten somit ebenfalls „Bilder“ (deren Stabilität über die Zeit leider nicht untersucht wurde). Diese Bilder lassen sich aber nicht in die Kategorienschemata der sog. „Normalen“ einordnen – d.h. eine Kommunikation über Herrn K. zwischen Mitgliedern der nicht-klinischen und der klinischen Gruppe hätte schon allein aus diesem Grund etwas von jenen bizarren Formen, die uns aus der klinischen Literatur so vertraut sind.

Wie stark der konstruktive Anteil gegenüber vorgegebenen „Wirklichkeiten“ ist, demonstriert ein anderes Experiment (Kriz & Kriz 1992, W. Kriz 1993): Hier wurden Vpn gebeten, in einem Polaritätsprofil mit 72 Eigenschaftspaaren („freundlich-unfreundlich“, „begabt-unbegabt“ etc.) wiederum eine fiktive Person einzuordnen. Die Vorinformation über diese Person bestand diesmal allerdings in einer verbalen Beschreibung der Person mittels jener 72 Eigenschaften (z.B. „Diese Person ist sehr freundlich“, „sie ist ein wenig unbegabt“ etc.). Rein theoretisch hätte sich also eine Vp einfach nur erinnern müssen – allerdings stand einer perfekten Reproduktion die Komplexität von 72 Eigenschaften sowie jeweils 5 Min Kopfrechenaufgaben zwischen den Durchgängen im Weg.

Während die Vp nach der Reproduktion bzw. Einschätzung erneut Rechenaufgaben lösen musste, wurde ihr Antwort-Profil von einem Computer in neue verbale Aussagen übersetzt, die dann im nächsten Durchgang genauso „erinnert“ werden sollten. Insgesamt wurde dieses Experiment pro Vp mit 10 Zyklen durchgeführt (was jeweils rund 2,5 Std. dauerte).

Abb. 10a zeigt die Ergebnisse für eine typische Vp<sup>7</sup>. Auf der Y-Achse ist das Ausmaß der mittleren Veränderung von einem Zyklus zum nächsten angegeben: Bei perfekter Reproduktion wäre dies der Wert 0. Die maximale Änderung kann für einzelne Eigenschaften 8 betragen (von -4 nach +4), da aber natürlich nicht alle Eigenschaften extreme Werte annehmen, liegt eine maximal mögliche Änderung etwa bei 6.

Tatsächlich aber zeigt sich (durchgezogene Linie in Abb. 10a), dass am Anfang relativ große Änderungen zu finden sind, die Antwortmuster dann zunehmend stabiler werden und schon nach 8-10 Zyklen in der Nähe von 0 liegen. Es entsteht also im Verlauf der Zyklen ein recht stabiles „Bild“ über die fiktive Person. Allerdings ist dieses stabile Bild vornehmlich eine Konstruktion, die nur wenig mit der „Realität“ – d.h. der „wahren“, vorgegebenen, Personenbeschreibung – zu tun hat: Die gestrichelte Linie in Abb. 10a zeigt nämlich die mittlere Abweichungen der Beurteilungen von der Anfangsbeschreibung. Man sieht: die Unähnlichkeit könnte kaum größer sein. Und interessanterweise nimmt die Unähnlichkeit zu, d.h. die Sicherheit in der Reproduktion der „Realität“ wird mit der Abweichung von der Vorgabe erkauft. Dies ist übrigens etwas, was z.B. auch aus der Forschung über Zeugenaussagen bekannt ist.

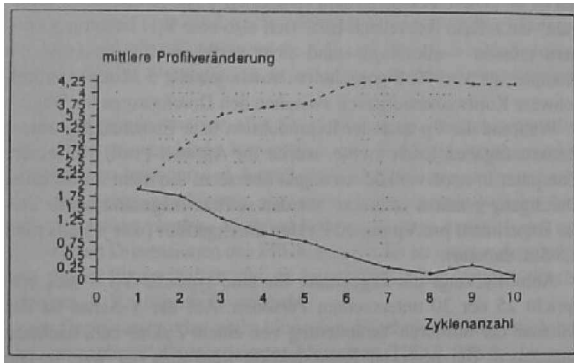


Abb. 10a

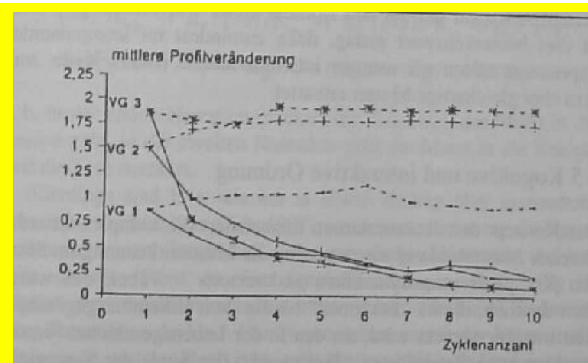


Abb. 10b

In einer anderen Versuchsanordnung gab es insgesamt drei unterschiedliche Anfangsprofile, die in dem Ausmaß der Konsistenz der Attribute differierten (z.B. wenn eine Person als „sehr freundlich“ und „wenig zuvorkommend“ bezeichnet wird, wäre das eine Inkonsistenz). Ohne hier auf Details eingehen zu können, zeigt Abb. 10b, dass der attrahierende Prozess auf eine stabile Personenbeschreibung hin um so schneller und radikaler (d.h. von der vorgegeben Realität sich entfernend) vor sich ging, je uneinheitlicher und widersprüchlicher die Personenbeschreibungen am Anfang waren. VG1 bekam eine sehr, VG2 eine mittel und VG3 eine wenig konsistente Beschreibung. Hier sind Menschen offenbar besonders geneigt, schnell für sich einfache, stabile und konsistente „Bilder“ zu schaffen (wenn auch auf Kosten der „objektiven“ Realität).

Die iterativen Designs zur Demonstration von attrahierenden- bzw. komplettierenden Dynamiken lässt sich auch auf ganz andere Fragen und in veränderten Formen anwenden – wobei dann ggf. aus der iterativen *Reproduktion* eine iterative *Produktion* wird. So wurden beispielsweise von uns Experimente durchgeführt, in denen schrittweise eine Geschichte erzählt wurde und bei jedem Informationsschritt bestimmte Fragen zu beantworten waren. So wird in einer der Geschichten die Polizei zu einem Tatort gerufen, wo sie nur noch den Tod eines Mannes feststellen kann, der von seiner Frau mit einer Weinflasche erschlagen wurde. Es folgen nun eine Reihe von Aussagen, die von Verwandten, Bekannten, Freunden, Arbeitskollegen etc. der Frau zu Protokoll gegeben worden sein sollen. Diese weisen entweder eher darauf hin, dass die Frau in einer psychischen Ausnahmesituation unter starkem Affekt gehandelt hat („mad“-Statements) oder aber geplant einen Mord beging („bad“-Statements). Die spezifische Sequenz dieser Aussagen wurde vom Computer gesteuert und nach jeder Aussage wurde eine Reihe von Beurteilungen erhoben – insbesondere, ob man die Frau als „mad“ einstufen (sie also eher in eine Psychiatrie einweisen lassen sollte) oder aber als „bad“ (sie also mit Gefängnis zu bestrafen sei). Je nach Beruf, Vorerfahrung und Reihenfolge der Aussagen ergeben sich starke Unterschiede in der Gesamtbeurteilung (trotz insgesamt gleicher Statements) – auf die aber wegen der Differenziertheit hier nicht eingegangen werden kann.

Die damit skizzierten Probleme, nämlich unter Unsicherheit und nur mit Teilinformation Entscheidungen treffen zu müssen und dabei dann hinreichend konsistente und plausible Konstruktionen der Realität zu erzeugen, begegnet uns alltäglich. Die „mad“-„bad“-Problematik lässt sich leicht auf Situationen übertragen, in denen entschieden werden muss, ob ein leistungsschwacher Schüler „faul“ oder „dumm“ ist, ob ein Kollege, der einen Schaden verursacht hat, „böswillig“ oder „leichtsinnig“ ist usw. Insgesamt, dies sollten die letzten Beispiele belegen, lässt sich mit iterativen Designs bzw. serieller Re(produktion) m.E. noch ein großer Bereich an psychologischen Fragestellungen untersuchen, bei dem es darum geht, wie aus Einzelinformationen „Felder“ mit strukturierenden Operatoren erzeugt oder aufgerufen werden, die dann im weiteren Verlauf attrahierend zu einer klaren Ordnung im Sinne eines Bildes „der Realität“ führen.

Obwohl hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden kann, soll doch betont werden, dass sich m.E. mit iterativen Designs bzw. serieller Re(produktion) noch ein großer Bereich an psychologischen Fragestellungen untersuchen ließe, bei dem es darum geht, wie aus Einzelinformationen „Felder“ mit strukturierenden Operatoren erzeugt oder aufgerufen werden, die dann im weiteren Verlauf attrahierend zu einer klaren Ordnung im Sinne eines Bildes „der Realität“ führen. Ferner sei zumindest noch erwähnt, dass unsere Darstellung sich hier auf das iterative Design fokussiert hat, weil es sich um ein besonders eingängiges Beispiel für die Demonstration der Korrespondenz zwischen systemtheoretischen und psychologischen Prinzipien handelt. Es wurden aber viele weitere Forschungswege beschritten, an denen inzwischen eine größere Anzahl auch psychologischer Forscher beteiligt ist – verwiesen sei auf die Übersichtswerke von Haken & Stadler (1990), Tschacher, Schiepek & Brunner (1992), Schiepek & Tschacher (1997) oder Tschacher & Dauwalder (1999, 2003).

## **5. Klinische Ebene: Systemprinzipien in der Realität der psychologischen Praxis**

Vor dem Hintergrund der in Abschnitt 1 charakterisierten Position wurden in den Abschnitten 2-4 zentrale Prinzipien erörtert, die für die Personzentrierte Systemtheorie von Belang sind. Es sollte dabei – trotz aller hier gebotenen Kürze – deutlich werden, wie diese Prinzipien eine Verbindung zwischen der phänomenologischen und der systemtheoretischen Betrachtungsebene herzustellen vermögen und dass dies keineswegs nur metaphorisch zu verstehen ist. Vielmehr lassen sich diese Zusammenhänge und Prinzipien präzise im experimentalpsychologischen Labor untersuchen. In diesem Abschnitt schließt sich der Argumentationskreis wieder zur phänomenologischen Ebene, indem die praktische Relevanz der erörterten Aspekte im Kontext der Personzentrierten Systemtheorie dargelegt wird.

Besinnen wir uns nochmals auf die gewählte Ausgangsfrage: Es ging um eine Erklärung dafür, wie in einer „objektiv-physikalischen“ Welt eines Stromes von Einmaligkeiten unsere so stabile - und allzu oft: überstabile - Lebenswelt entstehen kann. Dabei hatten wir bereits auf evolutionär erworbene Mechanismen für die Etablierung von Regelmäßigkeiten und Ordnung verwiesen. Dies ist ein wichtiger Hintergrund, der bis zur Renaissance der evolutionsbiologischen Betrachtungsweisen in der Psychologie bisweilen unterschätzt wurde. Gleichwohl ist es für unseren Focus nur ein bedeutsamer Hintergrund, vor dem sich die Frage nach den individuell-ontogenetischen und interaktiv-soziogenetischen Ordnungsprozessen weiterhin stellt. Damit lässt sich unsere Ausgangsfrage zu folgender Problemstellung verdichten:

Als Therapeuten beobachten wir in den Interaktionen von Paaren, Familien und Gruppen bestimmte Regelmäßigkeiten oder Muster. Diese sind nicht – oder zumindest nicht so ausschließlich – von außen durch physikalische, biologische oder juristische Gesetze vorgegeben. Daher sind sie vor dem Hintergrund physikalischer, biologischer und sozialer Gesetze nur als selbstorganisiert zu verstehen.

Die beobachtbaren Interaktionen sind aber zugleich stets auch persönlicher Ausdruck der beteiligten Individuen. Denn zumindest für Psychologen und Therapeuten hat die Sichtweise der soziologischen Systemtheorie von Luhmann, dass „Kommunikationen an Kommunikationen anschließen“, erhebliche Erklärungsdefizite. Dies gilt auch für solche systemischen bzw. familientherapeutischen Ansätze, die sich ausschließlich an Kommunikationsprozessen ausrichten.

Diese beobachtbaren Äußerungen von individuellen Lebensprozessen sind ebenfalls vor dem Hintergrund physikalischer, biologischer und sozialer Gesetze als selbstorganisiert zu verstehen. Denn was wir von der „Persönlichkeit“ eines Menschen beobachten, sind offenbar ebenfalls Regelmäßigkeiten in der Abfolge seiner Äußerungen. Dabei gehen wir davon aus, dass unsere Selbsterfahrungen, die Berichte unserer Mitmenschen und die psychologischen Beschreibungen zutreffen, wonach diese *äußerlich sichtbaren* Strukturen von Lebensprozessen mit anderen Lebensprozessen, die aus der Außenperspektive *nicht beobachtbar* sind, zusammenwirken. Gemeint sind damit insbesondere die „Eindrücke“ oder Wahrnehmungen sowie die bewussten und unbewussten gedanklich-emotionalen Prozesse.

Das Problem auf den Punkt gebracht lautet: Wie sind diese selbstorganisierten Prozesse und ihre Musterbildungen auf den unterscheidbaren Betrachtungsebenen und in ihren Interaktionen zu verstehen?

### ***Die Bedeutsamkeit individueller Systemprozesse für Interaktionsmuster***

Manche klassische Systemtherapeuten würden die eben gestellte Frage als irrelevant einstufen, da es ausreiche, nur die strukturelle Ebene der Interaktionen zu berücksichtigen. In arroganter Einseitigkeit wurde nämlich die völlig überzogene Position vertreten, man könne den größten Teil psychologischer und psychotherapeutischen Wissens „vergessen“, weil dies ein überholtes Relikt eines „alten Paradigmas sei“.<sup>15</sup> So ist z.B. den frühen Entwürfen der Personzentrierten Systemtheorie trotz wohlwollender Aufnahme vorgeworfen worden, die "Unterscheidung zwischen psychischen und sozialen Systemen" nicht "klar durchzuhalten" (Schiepek 1991:153), weil sie nicht von „operational abgeschlossenen Systemen“ ausgehe, die füreinander nur unspezifische „Umwelt“ darstellen, zwischen denen es keinerlei Input und Output gebe. Doch diese Abgrenzung der Systemebenen, die dann mit so vagen Konzepten wie "Interpenetration" bzw. "strukturelle Koppelung" irgendwie wieder verbunden werden, stellt sich völlig blind gegenüber den im 1. Abschnitt thematisierten Problemen, dass aus dem Bereich menschlicher Lebenswelten weder in der Innen- noch in der Außensicht Sinnfragen ausgeklammert werden können. M.E. wird dies durch die zunehmende Bedeutsamkeit der „narrativen Perspektive“ in den Diskursen systemischer Therapie inzwischen weitgehend geteilt (Epstein 1996).

Wie sehr eine Sichtweise zu kurz greift, die ausschließlich auf interaktionelle bzw. kommunikative Regeln fokussiert sei am Beispiel des Kommunikations-Axioms der „Interpunktion“ von Watzlawick et al. (1969) gezeigt. Dieses wichtige Axiom betont, dass eine bestimmte Abfolge von Situationen oder Handlungen von den Beteiligten ganz unterschiedlich gedeutet und hinsichtlich der Erklärung (Narration) interpunktiert werden kann. Nehmen wir das bereits in Abschnitt 2 gewählte Beispiel: „K<sub>m</sub>“ sei: „Mann geht in Kneipe“ und „K<sub>f</sub>“ sei „Frau meckert“. Dann lässt sich die beobachtbare Abfolge:

... à K<sub>m</sub> à K<sub>f</sub> à K<sub>m</sub> à K<sub>f</sub> à K<sub>m</sub> à K<sub>f</sub> à ...

von beiden Partner unterschiedlich interpunktieren und damit „erklären“, nämlich

---

<sup>15</sup> So nicht nur Haley (1980), sondern leider auch viele andere in den 60er-80er Jahren.

... (à) /K<sub>m</sub> à K<sub>f</sub>/ (à) /K<sub>m</sub> à K<sub>f</sub>/ (à) /K<sub>m</sub> à K<sub>f</sub>/ (à) ...

... à K<sub>m</sub>/ (à) /K<sub>f</sub> à K<sub>m</sub>/ (à) /K<sub>f</sub> à K<sub>m</sub>/ (à) /K<sub>f</sub> -- ...

d.h. in der ersten Narration meckert die Frau, weil der Mann in die Kneipe geht, in der zweiten Narration geht der Mann in die Kneipe, weil die Frau meckert.

Allerdings sind hier, wie ich in einem Beitrag über systemische „Macht“ ausgeführt habe (Kriz 1995), interessanterweise nur die Opfer-Rollen narrativiert. Entsprechend der systemischen Erkenntnis, dass jene Teile, die als „Täter“ zu einer Dynamik beitragen, gleichzeitig als „Opfer“ unter ihr zu leiden haben, wären aber auch die beiden Täter-Narrationen denkbar: „Die Frau meckert, *damit* der Mann in die Kneipe geht“, und „der Mann geht in die Kneipe, *damit* die Frau meckert“.

Die zweite Interpunktions-Variante mag zunächst ungewöhnlich erscheinen. Unsere Alltagserfahrung (und noch viel mehr klinische Erfahrung) lässt aber leicht Motive für solch gezieltes Handeln finden: So könnte dem Mann z.B. das Meckern als willkommener Vorwand dienen, seine Wirtshauseskapaden nicht einschränken zu müssen. Und die Frau könnte durchaus Nutzen daraus ziehen, sich im sozialen Umfeld für ihren „rücksichtslosen Trunkenbold“ bedauern zu lassen oder eine Distanz zu ihrem Mann und dessen Wünschen an sie schaffen wollen (um nur wenige mögliche Aspekte zu nennen). Dort, wo der „Täter“-Anteil gegenüber dem „Opfer“-Anteil in der zirkulären Dynamik bewusster ist, würden Therapeuten aber mehr Veränderungspotential ausmachen. Handlungen, die von den Beteiligten als intentional steuerbar erlebt werden, lassen sich leichter verändern, als erlebte „Reaktionen“ auf andere.

Insgesamt wird an dieser Argumentation wohl deutlich, dass es Sinn macht, die „Abfolge“ zweier Kommunikationen K1 und K2 zwischen den Personen P1 und P2 entsprechend der Personenzentrierten Systemtheorie anders zu interpunktieren, nämlich sie so aufzubrechen, dass die Personen ins Zentrum des Geschehens rücken, wie in Abb.11 dargestellt (nach Kriz 1990):

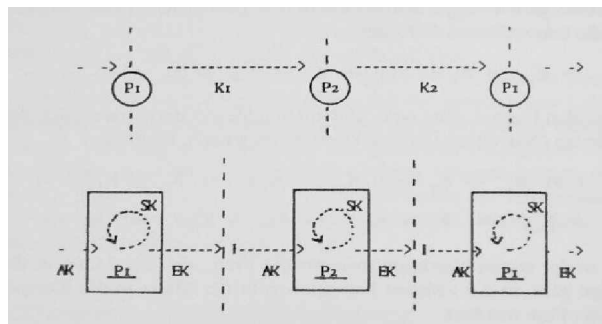


Abb.11: Interpunktionsvariante der Kommunikation K1-K2 in der Personenzentrierten Systemtheorie

Dabei wird jede Kommunikation K in „afferente“ (ankommende) bzw. „efferente“ (ausgehende) Teile unterschieden (AK und EK in Abb. 11) – man könnte auch von „Wahrnehmungen“ oder „Eindrücken“ bzw. von „Handlungen“, „Interaktionen“, „Verhalten“ oder „Ausdruck“ sprechen. AK und EK betonen aber die Tatsache, dass der Mensch immer nur und immer schon im Kontext sozialer Beziehungen seine in Abschnitt 1 charakterisierten *wesentlichen* Aspekte seines Dasein erwirbt. *Wesentlich* ist hierzu aber auch das reflexive Bewusst-

sein, das in Abb. 11 als „selbstreferente“ Kommunikation (SK) bezeichnet wird. Darauf wird später noch näher eingegangen.

Jede Kommunikation muss somit stets durch das „Nadelöhr“ persönlicher Wahrnehmungen, Sinndeutungen – kurz: Narrationen – bevor eine andere Kommunikation „anschließt“. Andererseits aber würde es bei den Strukturen von Traumbildern und Halluzinationen bleiben, wenn nicht die selbstorganisierten kognitiven Prozesse über Wahrnehmungen und Handlungen an die Prozess-Strukturen der „Außenwelt“ gekoppelt würden. Denn neuronale, hormonelle und andere Körperprozesse bilden ein Netzwerk jeweils selbstorganisierter aber doch verbundener Prozesse als Basis für diese kognitive „Innenwelt“ (u.a. Gedanken, Gefühle). Die Existenz von schizophrenen Schüben, Halluzinationen, massiven (Tag)-Träume etc. belegt, dass eine befriedigende Koppelung keineswegs immer sichergestellt ist.

Die Person-Zentrierung wird somit der Tatsache gerecht, dass der Mensch als kommunikatives Wesen einerseits seine Identität immer nur in sozialen Prozessen gewinnen und aufrecht erhalten kann (was vielfach auch von anderen ausgeführt wurde: das „*role taking*“ bei G. H. Mead oder die „*Du-Ich-Beziehung*“ bei Martin Buber). Andererseits aber sieht er sich stets als Mittelpunkt seiner Narrationen - selbst dann noch, wenn eine Narration lauten sollte: ich (!) werde von anderen „ferngesteuert“ (vgl. Bruner 1996).

### ***Die individuelle Ebene***

Zur weiteren Klärung ist es daher notwendig, einen näheren Blick auf die Prozesse der Sinnkonstitution zu werfen, darauf also, wie über Komplettierungsdynamiken jene Sinnattraktoren entstehen, welche die phänomenale Stabilität (und auch intersubjektive Stabilität) unserer Lebenswelt bewirken. Hier muss nämlich auf eine bemerkenswerte Differenz zwischen der Außensicht und der Innensicht aufmerksam gemacht werden:

Aus der *Außensicht* wissen wir als Psychologen, dass das, was uns hier und jetzt bewusst ist, mit dem zusammenhängt, was je nach theoretischem Kontext als „Aufmerksamkeitsspanne“, „Arbeitsgedächtnis“, „Kurzzeitgedächtnis“ etc. benannt wird. Dieses hat, wie unzählige Experimente belegen, grob ein Zeitspanne von max. 30 Sekunden. Was nicht erneut wahrgenommen oder über Schleifen explizit in der „Erinnerung“ gehalten wird, entschwindet dem Bewusstsein.<sup>16</sup> Ganz im Gegensatz dazu ist das, was in diesem Bewusstseins“fenster“ von nur 30 Sekunden in unserem Kopf erzeugt wird, was also den subjektiven *Inhalt* dieses objektiven Prozesses ausmacht, zeitlich und räumlich extrem viel umfassender: Wir haben den Eindruck, unsere gesamte Biographie überschauen zu können (mit ein paar Abstrichen in bezug auf die ersten Lebensjahre) – ja, sogar ein Teil der möglichen Zukunft ist stets präsent.<sup>17</sup> Und wir erleben uns zudem inmitten einer räumlichen Realität.<sup>18</sup> Für das reflexive Bewusstsein sind somit zwei Hauptaspekte überaus wichtig:

---

<sup>16</sup> Diese grobe Zeitangabe und stark vereinfachende Zusammenfassung einer ungeheuren Fülle an differenzierten experimentellen Befunden und entsprechenden Abhandlungen über diesen Bereich mag für unsere Zwecke reichen: Die je nach Sinnesmodalität und genauen Untersuchungskontexten erheblichen Unterschiede erscheinen mir für den Focus *unserer* Argumentation nicht bedeutsam.

<sup>17</sup> Die Ausführungen hier sind auf das reflexive Tagesbewusstsein bezogen – „Traum“, „Trance“, „Flow“ und alle diese spannenden Phänomene werden zunächst nicht berücksichtigt.

<sup>18</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass die ersten Thesen von Rogers' „Client-Centered Therapy“ (1951) lauten: 1. Jedes Individuum existiert in einer ständig sich ändernden Welt der Erfahrung, deren Mittelpunkt es ist. 2. Der Organismus reagiert auf das Feld, wie es erfahren und wahrgenommen wird. Dieses Wahrnehmungsfeld ist für das Individuum „Realität“ 3. Der Organismus reagiert auf das Wahrnehmungsfeld als ein organisiertes Ganzes.

i) Die reflexive Perspektive vom *Dann auf das Jetzt* – d.h. die Möglichkeit, das Jetzt relativ zu anderen Zeitpunkten erfahren und sinnhaft einordnen zu können – begründet eine Lebenswelt, die ganz wesentlich als eine „geschichtliche Wirklichkeit“ strukturiert ist. Denn erst diese Re-Projektion ermöglicht, im Jetzt subjektiv auch „Vergangenheit“ und „Zukunft“ präsent zu haben. Dies wiederum ist die Basis z.B. für Trauer (auf Vergangenheit gerichtet) oder Furcht (auf Zukunft gerichtet). „Geschichtlich“ meint dabei zunächst einmal, „auf einer zeitlichen Achse geordnet“; gleichzeitig aber ist es ein wesentliches Strukturierungsprinzip, diese Ordnung über Geschichten bzw. „Narrationen“ herzustellen.

ii) *Die Perspektive vom Dort auf das Hier* – d.h. auf sich selbst aus der Position eines Anderen zurückzublicken. Dies ist von G. H. Mead und in dessen Folge von den „Symbolischen Interaktionisten“ ausführlich thematisiert worden (vgl. Mead 1968). Dieser Prozess begründet Phänomene, die mit „Selbstkonzept“, „generalisierter Anderer“, „Normen und Werte“, „Rollen“ gekennzeichnet werden. Und es ist klar, dass die zeitlich-räumliche Distanzierungsmöglichkeit aus dem unmittelbaren Sein im Hier und Jetzt auch die Basis von Phänomenen wie z.B. „Wille“ und damit „Verantwortung“ und damit „Schuld“ ist.

Da aber dies alles jeweils in einem Prozess-Fenster mit der objektiven Zeitbreite von nur rund 30 Sekunden erzeugt wird, stellt sich die Frage nach der *Stabilität* dieser lebensweltlichen Realität nur umso brisanter. Offenbar ist dieser Prozess an andere Prozesse gekoppelt, die langsamer „getaktet“ sind und somit auch für inhaltliche Kontinuität in diesem objektiven Zeitfenster sorgen (so wie die Struktur eines Wasserfalls viel länger konstant ist, als das Zeitfenster für das Fallen einer bestimmten Kaskade von Tropfen, oder wie die Struktur einer Kerzenflamme viel länger konstant bleibt, als das Zeitfenster für die gerade stattfindende Oxidation bestimmter Moleküle).

In der Personzentrierten Systemtheorie ist besonders die Vernetzung der Prozesse im Arbeits- bzw. Kurzzeitgedächtnis (KG) mit den Prozessen von drei anderen Systemen bedeutsam (vgl. Abb. 12):<sup>19</sup>

1. das (i.W. neuronale) Langzeitgedächtnis LG
2. der (i.W. nicht-neuronale) Prozess „Körper“. Hier sind zunächst die Prozesse des Hormonsystems als wichtigste Basis der Affekte von Bedeutung. Darüber hinaus geht es um die von Körpertherapeuten betonte leiblich gewordene biographische Erfahrung, die in den Muskeln und Sehnen – etwa den von Reich und Lowen thematisierten „Muskelpanzern“ – sowie in vielen anderen Körperprozessen gespeichert sind und über Intero-Rezeptoren auf den Prozess im KG einwirken.
3. Externe Prozesse, „materielle, soziale und symbolische Manifestationen“ – kurz, das was wir als „Kultur“ bezeichnen. Ein banales Beispiel ist, dass man sich eine Notiz aufschreibt, die man viel später wieder lesen (und so ins KG bringen) kann.

Die Bedeutung diese drei Prozesse und deren Zusammenwirken für die Stabilität der Lebenswelt habe ich bereits früher länger ausgeführt (Kriz 1985, 1989). Aus Platzgründen sollen hier daher nur wenige Aspekte hervorgehoben werden:

---

<sup>19</sup> Dabei ist wichtig, dass es sich um ein *funktionales* Modell handelt – die biosomatische Realisierung daher hier nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt wird. Gleichwohl liegen dem KG eher bioelektrische, dem LG eher biochemische Modi der „Speicherung“ zugrunde.

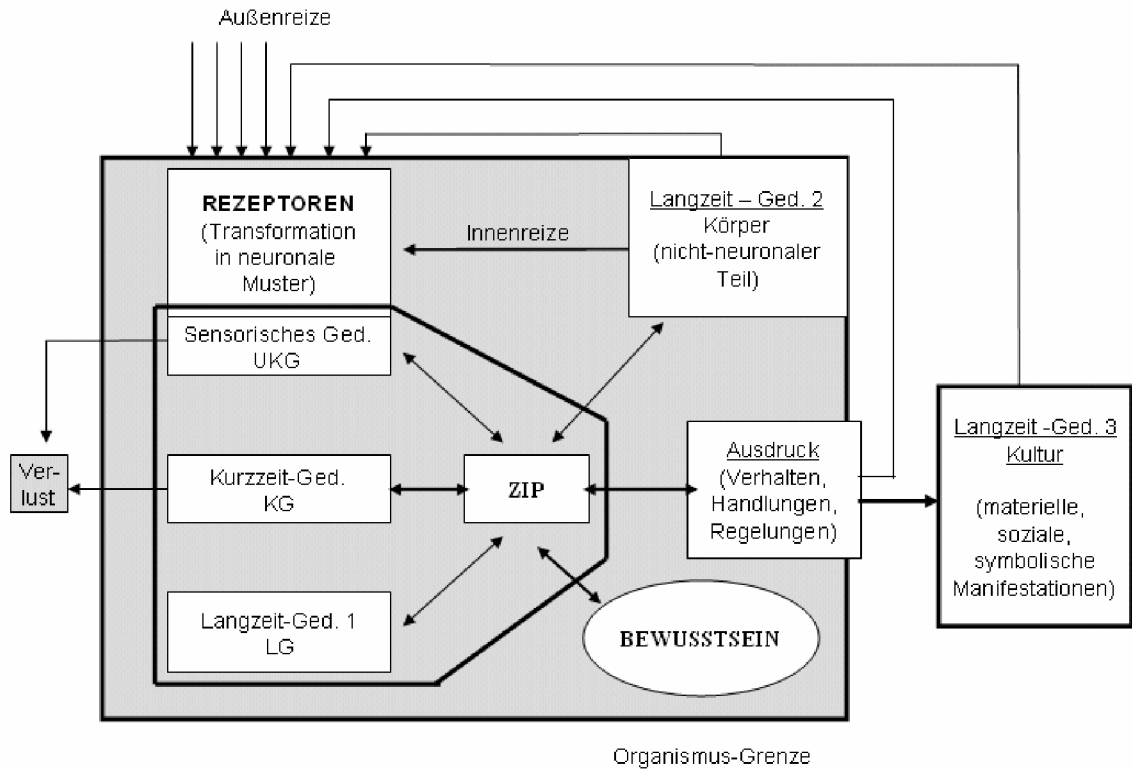


Abb. 12

Zum „Körper“ sei betont, dass nicht zuletzt Ciompi (1982) darauf hingewiesen hat, dass die affektive „Gestimmtheit“ eine wesentlich längere Veränderungszeit benötigt als die rational-logischen Prozesse im KG: Wenn ein Auto an mir vorbeifährt und ich „fast“ überfahren wurde, so bedarf es höchstens Sekunden für die logische Operation: „ich bin *nicht* überfahren worden!“. Der Schreck aber kann mir sowohl „in die Glieder fahren“ (z.B. Muskelverspannungen) als auch Hormone ausschütten; und die Wirkungen dieser so veränderten Körperprozesse auf meine Wahrnehmungen, meine Gedanken und mein Verhalten lassen sich ggf. noch Stunden später bemerken.

Mit dem Verweis auf die „Kultur“ sei betont, dass sich ein großer Teil menschlicher Lebensprozesse in sinnhafter Veränderung der Materie bzw. als manifestierte gesellschaftliche Sinnstrukturen niederschlägt (z.B. Kleidung, Werkzeug, Möbel, Bilder, Bücher, Wohnung, Wohnumgebung): Diese materiell manifestierten Kommunikationen werden für das Prozessgeschehen gewissermaßen zeitlich fixiert, wirken aber ständig aufgrund ihres Gewahrdens beeinflussend auf die aktuellen Prozesse mit ein und sorgen so in hohem Maße für die Stabilität unserer Eindrücke.

### ***Zirkuläre Kausalität und Bewusstsein***

Insgesamt ist der Mensch daher – von außen gesehen, und das kann auch die Perspektive der Selbst-Beobachtung sein – als eine Art „Transformator“ in die ihn umgebenden Lebensprozesse eingeklinkt. Er kann nicht anders, als im ständigen Strom seiner Eindrücke zu stehen und ständig etwas auszudrücken – wobei die kommunikative Funktion dieses Stroms seiner Eindrücke und des Stroms seines Ausdrucks in Abb.12 durch die Bezeichnungen „afferente“

bzw. „efferente“ Kommunikationen (AK und EK) hervorgehoben wird. Ununterbrochen werden „ankommende Kommunikationen“ zu Wahrnehmungen (grob: zur Gesamtheit der „Eindrücke“) verarbeitet und in ausgehende Kommunikationen (Handlungen, oder grob: die Gesamtheit der „Ausdrücke“) transformiert. Damit klinkt sich der Mensch zugleich in die Prozesse seiner Umgebung ein – wobei die Prozesse, die wir mit „Kultur“ bezeichneten, einen besonderen Stellenwert haben. Darüber hinaus wird dieser Transformationsprozess durch Koppelung an die Sub-Prozesse des Langzeitgedächtnisses und der nicht-neuronalen Körperprozesse wesentlich moderiert. Die funktionale Einheit dieser affektlogischen Moderation wird in Abb. 12 als ZIP (zentraler Informations-Prozess) bezeichnet.

Es sollte beachtet werden, dass bisher das, was für uns Menschen wesentlich ist und besonders markant erscheint, nämlich das reflexive Bewusstsein, noch gar nicht thematisiert wurde. Der Prozess von AK, deren affektlogische Verarbeitung im ZIP unter Moderation der Prozesse „Langzeitgedächtnis“ und „Körper“ und letztlich deren Reaktion als EK würde somit auch ohne ein reflexives Bewusstsein ablaufen. Dass dies hoch koordiniert geschehen kann, wissen wir aus der Tierwelt (der wir ja kein reflexives Bewusstsein<sup>20</sup> unterstellen). Wie insbesondere Julian Jaynes (1993) hervorragend gezeigt und argumentiert hat, wären Menschen durchaus zu beachtlichen Kulturleistungen auch ohne reflexives Bewusstsein fähig. Wir bekommen davon eine Ahnung, wenn wir in Gedanken versunken unseren PKW durch den Straßenverkehr lenken und ggf. „aus Routine“ an einem ganz anderen Ziel landen, als wir eigentlich wollten. Doch trotz der scheinbaren „Routine“, die uns diesen anderen Weg fahren ließ, musste sich unser Organismus mit seinen AK und EK in ein komplexes Geschehen (Straßenverkehr) „einklinken“. Er musste dabei in hohem Maße situationsspezifische Reize selektiv als AK wahrnehmen, gezielt auf umfangreiche im Gedächtnis gespeicherte Information zugreifen und diese in adäquater Weise verarbeiten (Bedeutung von Schildern, Ampeln und anderen Zeichen). Und letztlich musste er ebenso hochkoordinierte EK ausgeben (Lenken, Bremsen, Zeichen geben etc.). Dies ist ein kaum zu fassender komplexer kognitiver und motorischer Koordinationsprozess, mit dem wir uns auch dann in interaktive und kulturelle Prozesse einfädeln, wenn unsere bewusste Aufmerksamkeit mit ganz anderen Inhalten beschäftigt ist.

Damit wird deutlich, dass der (reflexive) Bewusstseinsprozess, der in Abb. 12 als SK (für: selbstreferente Kommunikation)<sup>21</sup> bezeichnet wurde, ein *zusätzlicher* Prozess ist. Ob, wann und wie er in die anderen Lebensprozesse eingreift bzw. von diesen beeinflusst wird, ist eine viel offenere Frage, als sie uns gewöhnlich erscheint. So mag das Wissen darüber, dass ein naher Verwandter kürzlich gestorben ist, im LG gespeichert sein, und kann durchaus häufig und massiv die Prozesse im KG und ZIP moderieren. Damit wird dann ggf. auch die Art der Wahrnehmung (AK) in Form von Selektion und Interpretation beeinflusst und die Art und Form des Ausdrucks, des Verhaltens und der Handlungen (EK) (mit)bestimmt. Gleichwohl können alle diese Prozesse stattfinden, ohne dass dies *Inhalt* des Bewusstseins werden muss. Führt man nun noch die Unterscheidung ein, dass dies (a) zwar gerade nicht bewusst ist, aber bewusst werden *könnte*, wenn man die Aufmerksamkeit darauf richtet, oder aber (b), dass dies aus bestimmten Gründen für das Bewusstsein nicht zugänglich wird (etwa aufgrund schmerzlicher biographischer Erfahrungen), so sind wir bei der Freudschen Unterscheidung in Bewusstes, Vorbewusstes und Unbewusstes.

Ebenso können Affekte, muskuläre Spannungen und andere biographisch im Körper „geronnene“ Erfahrungen die Verarbeitung der AK und/oder die EK – ja, sogar den Fluss der

---

<sup>20</sup> Die Frage, wie weit Primaten ansatzweise ein Selbstbewusstsein zugesprochen werden kann, soll hier außer acht bleiben.

<sup>21</sup> Aus Platzmangel kann nicht auf die große Bedeutung dieses „inneren Dialogs“ eingegangen werden, der vor allen in zahlreichen Weisheitslehren als Stabilisator der lebensweltlicher Realität hervorgehoben wird und dessen Unterbrechung daher ein Kern recht unterschiedlicher – und nicht nur esoterischer - Techniken ist.

Gedanken (SK) selbst – moderieren, ohne dass diese Einflüsse selbst *Inhalt* der Gedanken, also „bewusst“, werden müssen. Bei der Wahrnehmung solcher Handlungen oder Gedanken ist der Mensch sich dann oft selbst fremd – eine alltägliche klinische Erfahrung. Aber selbst in moderaterer Form bleibt der Einfluss vieler kognitiver Prozesse auf das Bewusstsein in der Regel unerkannt und unreflektiert – wie das o.a. Experiment (vgl. Abb. 8) bereits exemplarisch demonstrierte.

Die Beschreibung der letzten Absätze betont aber nur die *eine* Perspektive auf die zirkuläre Kausalität. Aus dieser Sicht ist das Bewusstsein nur ein kleines Schifflein, das auf dem ungeheuren Strom unbewusster Prozesse dahinschwimmt – wie schon Freud sinngemäß formulierte. Die andere Perspektive aber ist mindestens ebenso so bedeutsam – und sie wird in ihrer Wirkung gewöhnlich noch stärker unterschätzt: Es geht um die bedeutsame „top-down“-Wirkung des Bewusstseins – also um den Einfluss des Bewusstseinsfeldes auf die Mikroprozesse. Damit sind nicht nur die (Be)-Deutungsprozesse von Informationspartikeln wie in Abb. 8 gemeint (also die Bedeutung, welche beispielsweise das Wort „kritisch“ im Feld des Gesamteindrucks der Person bekommt). Diese Feld-Wirkungen sind offenbar noch viel weitreichender und überschreiten auch in dieser Richtung (top-down) wieder die „mind-body“-Grenze:

Einer der eindrucksvollsten Belege hierzu aus jüngster Zeit sind die Experimente von Mechsner (2001, 2004), von denen hier eines kurz angeführt sei: Nennen wir den Zeigefinger der linken Hand *Zl*, den der rechten Hand *Zr* und entsprechend die Mittelfinger *Ml* und *Mr*. Man kann zeigen (und leicht selbst ausprobieren) dass sich die „symmetrische“ Trommel-Bewegung auf dem Tisch („Klavierspielen“) - gleichzeitig *Ml* und *Mr*, dann gleichzeitig *Zl* und *Zr* etc. – von langsamem Tempo zu schnellem Tempo leicht steigern lässt. Die „parallele“ Bewegung hingegen - gleichzeitig *Ml* und *Zr*, dann gleichzeitig *Zl* und *Mr* etc. – schlägt, wenn man ein langsames Tempo steigert, unweigerlich in die „symmetrische“ Bewegung um. Symmetrie ist also vorherrschend. Die klassischen Erklärungen<sup>22</sup> dafür machten jahrzehntelang evolutionäre Programme und/oder die Symmetrie der Hirnhälften mit sensorisch-motorischen Zellverbänden und „homologen“ Muskeln verantwortlich. Mechsner kam auf die genial-simple Idee, bei *einer* von beiden Händen nicht Mittel- und Zeigefinger, sondern Mittel- und Ringfinger (R) trommeln zu lassen: Sofern es die Spiegelsymmetrie der Anatomie wäre, sollte nun die „parallele“ Bewegung mit gleichzeitigem Senken von beider Mittelfinger stabiler sein als die „symmetrische“ – diesmal aus *Rl-Mr* bzw. *Ml-Zr*. Doch auch hier war die Symmetrie klar dominant, d.h. die parallele langsame Bewegung (also gleichzeitige Aktivierung homologer Muskeln der Mittelfinger) landete bei Beschleunigung in der Symmetrie (an der ja nun unterschiedliche Finger beteiligt sind). Mit weiteren Experimenten zeigte Mechsner, dass eine einheitliche „Bewegungsgestalt“ wichtiger ist, als der Abruf irgendwelcher neuronaler Aktivierungsprogramme. Die Motorik folgt sozusagen den Vorstellungsbildern. Dies ist, so Mechsner, auch das Geheimnis exzellenter Marionetten-Puppenspieler, die sich mit ihrer imaginativen Vorstellung quasi in die Puppe hineinbegeben. Dass diese Ergebnisse sofort von *nature* und *GEO* veröffentlicht wurden, belegt die hohe Bedeutsamkeit, die auch andere Wissenschaftler diesen Befunden beimessen.

### ***Teleologische Aspekte der Imagination***

Ein besonders wichtiger Aspekt der Attraktoren und deren Komplettierungsdynamik ist die teleologische Kausalität: Damit ist gemeint, dass ein Prozess eben nicht (nur) durch die Vergangenheit und deren Kräfte bestimmt wird, sondern durch etwas, das sich erst in der

---

<sup>22</sup> Dies ist auch ein besonderes Phänomen, das im Rahmen synergetischer Selbstorganisationstheorien seit einem Jahrzehnt sorgfältig untersucht wurde – doch auch dies kann hier nicht weiter erörtert werden (vgl. Haken, Kelso & Bunz 1985)

Zukunft zeigt. Teleologische Erklärungen waren lange Zeit in der abendländischen Wissenschaft verpönt. Zu Recht brandmarkte man typische „Erklärungen“ wie: „Der Vogel hat Flügel, damit er fliegen kann“ als überaus dürftig und letztlich für alles passend (und damit eben *nichts* erklärend). Nun kommen teleologische Betrachtungsweisen mit der naturwissenschaftlichen Systemtheorie durch die Hintertür wieder in den „Raum der Wissenschaft“ und werden salonfähig – allerdings im angemessenen Gewande differentieller Spezifität, nämlich durch Konzepte wie „Attraktor“ bzw. „Komplettierungsdynamik“ präzisiert.

Im Bereich des Menschlichen ist der teleologische Aspekt attrahierender Kräfte besonders im Zusammenhang mit Phantasie oder Imagination wirksam. Wenn man einen Studenten, der gerade die Treppe zu einem Hörsaal hinaufgeht, fragt, warum er dies tut, so wird er selten Gründe aus der Vergangenheit bemühen – etwa weil er Abitur gemacht habe, oder weil er unten losgegangen sei und so viel Schwung hatte. Sondern man wird eher teleologische Erklärungen finden – etwa: um eine Vorlesung zu hören und dies (auf Nachfragen: „warum?“), weil er Prüfung machen will oder muss, und dies wiederum, weil er den Beruf „X“ ergreifen will. Dass menschliches Handeln in wesentlichen Anteilen zielgerichtet ist, ist eigentlich so selbstverständlich, dass es geradezu absurd erscheint, dass teleologische Erklärungen lange Zeit auch in der Psychologie verpönt waren und man versuchte, alles einseitig aus den „Kräften der Vergangenheit“ heraus zu erklären.

Im Bereich menschlicher Wahrnehmungs-, Verarbeitungs- und Handlungsprozesse entfalten nun Imaginationen von zukünftigen Zuständen bedeutsame Kräfte zur Ordnung weiterer Lebensvorgänge. Der eben zitierte Student, der zum Hörsaal strebt, hat meist weder präzises und exaktes Wissen über die Vorlesung, die ihn gleich erwartet, noch gar über seinen späteren Beruf. Aber indem er sich von seiner eher vagen Vorstellung leiten lässt, und sich auf dieses imaginierte Ziel zu bewegt, wird diese – analog zur attrahierenden Dynamik in Abb. 4 – zunehmend klarer und auch realer.

Damit wird auch ein bedeutsamer Unterschied zwischen imaginativ-teleologischen und planerisch-determinierten Prozessen deutlich: Bei den letzteren wird zwar auch ein Bild der Zukunft entworfen. Aber die Informationsbasis und die „Gesetzmäßigkeiten“ auf denen ein Plan beruht, stammen aus der bisherigen Vergangenheit, und das Einhalten der planerischen Schritte kann kontrolliert werden. Ja, in dieser Kontrollmöglichkeit wird sogar die Stärke guter Pläne und deren Realisation gesehen. Kontrolle ist nun natürlich nichts „Schlechtes“: Für manche klar vorgegebene Ziele (aus welchen Gründen auch immer) ist dies sehr effizient. Allerdings hat eine solche Dynamik dann auch nichts Überraschendes mehr – bzw. Überraschungen treten nur als Abweichungen vom Plan auf und sind daher fast immer „böse Überraschungen“.

Beim anderen Prinzip, der imaginativ-teleologischen Dynamik, ist Überraschung sozusagen wünschenswert. Es gibt eben nur eine recht vage Vorstellung, die überhaupt erst zunehmend klarer wird, indem man ihr folgt und sie zunehmend realisiert. Die Vagheit erlaubt es auch, Überraschungen sogar dafür zu nutzen, letztlich etwas recht anderes zu realisieren, als zunächst vermutet wurde: In Abb. 7 hätte im Anfangstadium aus den Punkten des werdenden Quadrates noch leicht eine andere Form entstehen können, wenn irgendwelche Änderungen dies nahe gelegt hätten. Der Student, der einem imaginierten Berufswunsch nachgeht, kann sich viel leichter an neue Gegebenheiten (z.B. der Berufswelt) oder Erkenntnisse (über eigene Stärken und Schwächen) anpassen – beispielsweise Physiklehrer statt Mathematiklehrer zu werden, oder lieber in die Grundschule gehen oder vielleicht gar kein Lehramt ergreifen. Statt Kontrolle der einzelnen Schritte ist hier Vertrauen in die werdende „Gestalt“ wichtig. Wenn hingegen das Studium bis aufs letzte im Hinblick auf einen bestimmten Beruf und sogar dessen genaue Ausübung „durchgeplant“ ist (wenn etwa sogar auf jeden Fall eine Stelle am Gymnasium in X-Stadt angestrebt wird), ist eben Kontrolle notwendig, weil sonst ein Scheitern droht.

Dieser Unterschied zwischen beiden Prinzipien ist dem Unterschied zwischen „Play“ und „Game“ analog – ein Unterschied den Paolo Knill im Rahmen der „Expressive Arts Therapy“ besonders betont hat (Knill, Barba & Fuchs 1995, vgl. auch Knill in diesem Band): Ein „Game“ erfolgt nach Regeln, deren Einhaltung kontrolliert wird. Bei „Play“ hingegen kann sich, oft innerhalb eines ebenfalls klar strukturierten Rahmens, kreativ Neues entfalten.

### *Die interaktive Ebene*

Der Mensch als kulturelles Wesen ist mit seinen AK und EK von der Wiege bis zur Bahre in soziale Prozesse „eingeklinkt“. Seine Biographie ist immer auch eine soziale und sein Bewusstsein bildet sich nach Ansicht vieler im Detail durchaus unterschiedlicher theoretischer Richtungen nur in einem sozialen Umfeld – etwa durch die „Rollenübernahme“ (in der Theorie von G.H. Mead). Dies konstituiert auch die Bedeutung der Erwartungs-Erwartungen, die unser Handeln, unser Denken und Fühlen und damit auch die Selektivität und Sensibilität unserer Wahrnehmung wesentlich mit bestimmen: Wir können uns nur dadurch in die sozialen Prozesse einklinken, dass wir lernen, hinreichend treffende Erwartungen darüber zu entwickeln, was andere von uns erwarten. Dies gehört zum o.a. „dann und dort“, mit dem wir aus der vermuteten Perspektive der anderen auf uns selbst im „hier und jetzt“ zurückblicken.

Ohne hier auf Details eingehen zu können, ergibt sich aus einer solchen Perspektive, dass Affekte, die nicht von wichtigen Anderen – meist den Eltern – akzeptiert und verstanden werden, nicht in das entstehende Selbst integriert werden können. Um Zuwendung zu erhalten, werden zudem oft Bewertungen und Interpretationen, die den eigenen Erfahrungen und Bedürfnissen nicht entsprechen, als Introjekte übernommen. Kurz: es entstehen spezifische Quellen der Inkongruenz zwischen der Erfahrung des Organismus und der Struktur des Prozesses der SK, d.h. dem „Selbst“.

Gleichzeitig wirken sich die Strukturen der Lebensprozesse – d.h. der vernetzten Prozesse von AK, EK und SK einschließlich deren stabilisierende Interaktionen mit anderen Prozessen – dann auch auf die sozialen Interaktionsstrukturen aus. Und diese wirken wieder zirkulär-kausal auf die Stabilisierungen der Lebenswelten der Beteiligten zurück, d.h. auf deren jeweilige Besonderheiten der Strukturierung ihrer Realität und ihres Ausdrucks.

Das ebenso typische wie alltägliche Beispiel in Paar- und Familientherapien schildert den Therapeuten, wie er einen der Partner fragt: „Haben Sie gehört, was Ihr Partner gerade gesagt hat?“ und dieser antwortet „Nein, das zwar nicht, aber wie er mich ansah, war mir schon klar, was er sagen würde!“ (vgl. v.Schlippe u. Kriz 1993). Die attrahierenden Reduktionsmechanismen und Komplettierungsdynamiken der Einzelnen lassen dann die Aussagen des Partners zu einem Trigger werden, der nur ein Abspulen der „inneren Filme“ auslöst. Man reagiert auf die eigenen Vermutungen und Unterstellungen als eine äußere Realität, die zudem allzu selten infrage gestellt und überprüft wird. Schlimmer noch: „Wozu soll ich mich ändern, wenn der andere das sowieso nicht merkt“, ist eine ebenso häufig zu findende Aussage, die davon zeugt, dass Fluktuation und Kreativität im Verhalten zwar immer wieder aufflackern, aber genauso oft durch die Macht der Sinnattraktoren in den alten Kategorien gedeutet werden. Damit verarmt dann aber zusehends diese nicht gewürdigte und wahrgenommene Flexibilität, so dass auch ein Beobachter von außen nicht nur Rigidität in den Kategorisierungen und Deutungen sondern auch in den interaktiven Verhaltensmuster findet. Individuelle und interaktive attrahierende Dynamiken sind so miteinander verkoppelt.

Auch hier ist es wieder wichtig, die Feldwirkungen „top-down“ zu berücksichtigen. Denn die oben bereits mehrfach erwähnten Narrationen, die Episoden und Geschichten, aus denen sich der biographische Hintergrund des Einzelnen jeweils formt (und verändert) sind in die

Feldstrukturen sozialer Sinndeutungen und Geschichten eingebettet. Und diese sind als Teilprozesse noch größerer geographischer und historischer Dynamiken und ihrer Strukturen zu sehen. Typische Felder unserer Kultur lassen sich leicht ausmachen: Dazu gehören neben basalen Tendenzen, wie die zur „Verdinglichung“<sup>23</sup>, die Mythen und Geschichten Europas und seiner Völker, ferner der gegenwärtige Hang zur Effektivität und zu besonders starkem Reduktionismus, die Bevorzugung einer kausal-mechanistischen Deutung der Welt einschließlich der Beziehungen zu den Dingen, den anderen Menschen und zu sich selbst, aber auch die in Geschichten gekleideten Werte der Subkulturen bis hinunter zur Familie. Die Selbstorganisation der Bedeutungszuschreibungen, die in einer spezifischen Familie stattfindet und in Bezug auf ein „Problem“ beispielsweise Gegenstand eines Therapieprozesses wird, kann nur relativ zu all diesen umgebenden Sinn-Feldern gesehen und verstanden werden. Die Wirklichkeitskonstruktionen der Familie müssen in diese Felder ebenso stimmig eingepasst werden wie die biographischen Geschichten der einzelnen Familienmitglieder in den Familienmythos. Sinn-Attraktoren sind daher immer als spezifisch fokussierter Ausschnitt aus einem komplexen Multi-Ebenen-Prozess zu sehen.<sup>24</sup>

Gleichwohl wirken in unserer Kultur gerade die „großen“ Fragen und Themen als typische und übergeordnete Felder. Es sind jene zwar prinzipiell wichtigen Fragen und Themen die versuchen, Orientierungen in den durch Dichotomien aufgespannten kognitiven Landschaften zu geben: „richtig“ versus „falsch“, „gut“ versus „böse“, „krank“ versus „gesund“, „schuldig“ versus „unschuldig“, „immer“ versus „nie“, „wahr“ versus „unwahr“ etc. In vielen Fällen finden wir diese Aspekte aber mit erschreckendem Totalitarismus versehen und auf dinghafte Charaktereigenschaften attribuiert. So reduzieren sie oft die Kreativität und Spontanfluktuation in den konstruierten Lebenswelten von Paaren und Familien – besonders bei jenen, deren Interaktionsmuster in der Literatur als „rigide“ und „verkrustet“ beschrieben werden. Entweder wird dann bis zum „Sankt-Nimmerleins-Tag“ erbittert darum gekämpft, was „wahr“ ist, was „wirklich“ geschah, oder wer „schuldig“ ist. Oder aber der Kampf wurde bereits von einer Partei gewonnen, und die gefundenen Beschreibungen der Realität sind in resignierte „Wahrheiten“ einzementiert. Hier kommt es dann in der Therapie darauf an, solche zementierten Beschreibungen zu dekonstruieren, d.h. die Sinnattraktoren zu destabilisieren, und so neue, dem System inhärente Deutungsmöglichkeiten zuzulassen.

Hierzu zumindest ein Beispiel: So wirkt ein Begriff wie „Verhaltensstörung“ – vielleicht im Kontext der Narration: „Der kleine Hans *hat* eine Verhaltensstörung“ – als Verdinglichung eben „Ding“-haft und damit statisch und festschreibend. Der Begriff ist dann für Veränderungen in der realen Dynamik der Wahrnehmungen und Handlungen eher hinderlich, auch wenn „intuitiv“ klar sein mag, dass diese Narration nicht die ganze Wahrheit abbilden kann. Daher ist es eine Aufgabe Rahmen von Psychotherapie, über die „Verflüssigung“ der sprachlichen Sinnprozesse die Starrheit der Zuschreibungen aufzulösen. Schon die Formulierung: „Hans *verhält* sich gestört“, lässt Fragen aufkommen wie: „Wann?“, und: „In welchem Zusammenhang?“ Und deren nähere Erörterung führt zu einem komplexen Gefüge aus unterschiedlichen Situationen, in denen manches von Hans „Störung“ verständlich wird (z.B. als „natürliche Reaktion“ auf das aktuelle Verhalten seiner Schwester) oder in anderem Licht erscheint (z.B. als „Signal für mehr Aufmerksamkeit“ oder als „Ablenken vom sich anbahnenden Streit zwischen den Eltern“ etc.). „Intuitiv“, so werden die Eltern vielleicht sagen, „haben wir immer schon gewusst, dass manches, was Hans tut, etwas anderes bedeutet.“ Aber die attrahierende

---

<sup>23</sup> Die Sprachstruktur (SAE) unserer Kultur fördert die Tendenz, Prozesse als „Dinge“ zu interpretieren und dann auch entsprechend zu behandeln.

<sup>24</sup> Dies lässt sich auch an Abb. 8 verdeutlichen: Wie das Wort „kritisch“ interpretiert wird und zum Gesamteindruck der Person beiträgt, ist zwar zu erstaunlich hohem Anteil selbstorganisiert, aber gleichwohl nicht unabhängig von allgemeiner Bedeutung dieses Wortes in der Kultur und Subkultur, von typischen Personen, von typischen Erzählungen über Menschen und deren „Charaktere“ usw. usw.

Macht des Begriffs und Konzepts „Verhaltensstörung“ hatte diesen intuitiven Blick für die komplexe Vielfalt der Situationen und ihrer Bedeutungen auf diese eine, „in Hans liegende“, „Ursache“ fixiert (vgl. v.Schlippe et al. 1998).

Aus dieser Perspektive ließen sich nun zahlreiche therapeutische Vorgehensweisen in ihrer Wirkung theoretisch rekonstruieren – nicht nur systemische Techniken, sondern auch Vorgehensweisen im Rahmen anderer Therapieansätze. Dafür ist hier allerdings nicht der Platz, denn dies würde doch einer recht detaillierten Erörterung bedürfen.

Zumindest aber noch ein eher spekulativer Zusammenhang sei angedeutet: Wenn man den Feld-Aspekt wirklich ernst nimmt, dessen hohe Bedeutung und Wirksamkeit berücksichtigt (wie sie z.B. in den Experimenten Mechsners gezeigt wurden) und die „Verklinkung“ der AK, EK, SK und (damit zusätzlich) anderer Körperprozesse in diese Felddynamiken beachtet, scheint die Erfahrung eines „gemeinsamen Feldes“ zwischen Patient und Therapeut, von dem manche Therapeuten berichten, keineswegs so „esoterisch“ zu sein, wie es auf den ersten Blick anmuten mag. So haben beispielsweise Rogers oder die Hypnotherapeuten Erickson und Gilligan einen Zustand beschrieben, in dem sie für das „Einklinken“ in ein gemeinsames Bedeutungsfeld mit dem Klienten besonders sensibel waren. Eine verstehende Begegnung mit anderen Menschen findet aber immer so statt, dass der größte Teil der gemeinten Bedeutung von demjenigen, der etwas sagt, in die Kommunikation „eingefaltet“ werden muss und dann bei dem, der dies hört, Bedeutung durch „Entfaltung“ entsteht (vgl. Nørretranders 1994). Analog zu Abb. 8 wird so zunehmend ein *gemeinsames* (Be-)Deutungsfeld aufgebaut, dessen Intensität erstaunliche Ausmaße annehmen kann. Winzige Hinweise reichen dann, die affektologischen Prozesse der Beteiligten erheblich zu moderieren.

Mir scheint, dass in künstlerischen Therapien, bei der Verwendung von Skulpturtechniken oder anderen „Aufstellungen“ solche Aspekte wirksam werden. Doch auch dies kann hier nicht weiter ausgeführt werden, zumal dieser Bereich leider auch durch eine große Unseriosität belastet ist, was eine besonders sorgfältige Diskussion erforderlich machen würde.

### **Abschließende Standortbestimmung**

Vergleicht man abschließend die Position der Personzentrierten Systemtheorie (PzS) mit dem Ansatzes von Rogers (PCA) einerseits und dem der Systemtherapie (ST) andererseits, so lässt sich folgendes zusammenfassend sagen:

Die PzS betont wie der PCA die Selbstorganisationsprozesse des Organismus und, in analytischer Unterscheidung dazu, des Selbst, wie sie im PCA durch „Aktualisierung“ und „Selbstaktualisierung“ thematisiert sind. Phänomenologisch-existentielle Aspekte mit der Betonung des Sinns und der biographischen Geschichtlichkeit als Wesensmomente des Menschen sind ebenso wie die therapeutische Beziehung für PzS und PCA bedeutsam.

Im PCA ist aber die Einbettung in soziale Beziehungsstrukturen theoretisch unterbelichtet – und ebenso der praktische therapeutische Umgang mit Paaren und Familien bzw. das Coaching von Teams und Firmen. Hier macht die PzS von den sehr differenzierten Entwicklungen gerade für solche Fragen im Rahmen der ST Gebrauch.

Ebenso sagt der PCA wenig über die spezifische Struktur des Selbst aus – während die PzS betont, dass diese Strukturen durch Narrationen bestimmt werden, die ihrerseits in umfassendere Sinnstrukturen aus Geschichten und Geschichtlichkeit eingebettet sind. Damit

verbunden ist auch das hohe Gewicht, das den dynamisch-konstruktiven Anteilen der Realitäten in der Lebenswelt gegeben wird. Die Konzeption der PzS mit Sinn-Attraktoren, Komplettierungsdynamiken, der spezifischen Prozessdynamik von AK, EK und SK und deren Vernetzung zu anderen Körperprozessen einerseits und zu sozialen Interaktionsstrukturen andererseits, sowie letztlich die Bedeutsamkeit von Feldwirkungen ermöglicht hier eine m.E. wesentlich differenziertere Betrachtungsweise. Diese ist nicht nur an neuere Entwicklungen mit ähnlichen Ausrichtungen anschlussfähig – etwa Grawes (1998) Schema-Konzept im Rahmen der „psychologischen Psychotherapie“ oder Greenbergs „Experience-Centered Therapy“ (Greenberg et al. 2003) – sondern auch an die interdisziplinären Diskurse der Systemforschung, besonders der Synergetik. Damit werden Grundlagen und -annahmen leichter empirisch erforschbar.

Im Kontrast zu üblichen ST wird besonders die prozessuale Verbindung zwischen individuellen Sinnprozessen (einschließlich deren attrahierender Stabilisierung und Reduktion) und interaktiven Mustern hervorgehoben. Der imaginativ-teleologische Charakter vieler Narrationen sowie die zirkulär-kausale Feld-Organisation von „Geschichten“ auf unterschiedlichen sozialen Systemebenen ist üblicherweise in der ST theoretisch unterbelichtet, spielt in der PzS aber eine wichtige Rolle.

Es ist daher zu hoffen, dass diese integrative Kapazität der PzS sowohl die Entwicklung von therapeutischen Vorgehensweisen im PCA als auch in der ST durch Perspektivenerweiterung und kritische Hinterfragung bereichern kann. Die PzS versteht sich daher auch eher als ein Ansatz zur theoretischen Rekonstruktion klinisch-therapeutischer Prozesse mit der Möglichkeit, durch eine solche integrative Perspektive ein größeres Spektrum therapeutischer Vorgehensweisen kreativ nutzen und entfalten zu können. Sie versteht sich weniger als eine Neuentwicklung praktischer Interventionen, denn im breiten Interventionsspektrum des PCA und der ST sind genügend Potenziale bereits vorhanden und weitere prinzipiell angelegt. Wenn diese allerdings mit Hilfe der theoretischen Konzeption der PzS noch besser und kreativer genutzt werden könnten, wäre dies sehr erfreulich.

## Literatur

- Asch, S. (1946): Forming impressions of personality. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 41, 258-290
- Bartlett, F.C. (1932): *Remembering*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Beck, A.T., et al. (1994): *Kognitive Therapie der Depression*. Weinheim: PVU
- Bower, G. H. (1981): Mood and Memory. *Amer. Psychologist*, 36, 129-148
- Bruner, J. (1996): *Sinn, Kultur und Ich-Identität*. Heidelberg: Carl Auer
- Chipman (Hrsg.): *Piaget and his school*. New York: Springer.
- Ciampi, L. (1982): *Affektlogik*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Cramer, F. (1988): *Chaos und Ordnung. Die komplexe Struktur des Lebendigen*. Stuttgart: DVA
- Epstein, E. (1996): Der Narrative Turn: Postmoderne Theorie und systemische Therapie. In: v.Schlippe, A., Kriz, J. (Hg.), 3-14
- Grawe, K. (1998): *Psychologische Therapie*. Göttingen: Hogrefe
- Greenberg, L.S. and van Balen, R. (1998): The theory of experience-centered therapies. In L.S. Greenberg, J.C. Watson and G. Lietaer (Eds.) (1998), *Handbook of Experiential psychotherapy*. New York: The Guilford Press, pp. 28-57.
- Greenberg, L.S., Rice, L. and Elliott, R. (2003): *Emotionale Veränderung fördern*. Paderborn: Junfermann
- Haken Hermann & Stadler, Michael (Eds.) (1990): *Synergetics of Cognition*, Berlin, Heidelberg: Springer,
- Haken, H., Kelso, J., & Bunz, H. (1985): A theoretical model of phase transitions in human hand movements. *Biological Cybernetics*, 51, 347-356
- Haley, J. (1980): Ansätze zu einer Theorie pathologischer Systeme. In P. Watzlawick & J. H. Weakland (Hrsg.), *Interaktion*. Bern: Huber
- Heider, F. (1944): Social Perception and Phenomenal Causality. *Psychol. Rev.* 51, 358–410

- Hess, T. (2003): Lehrbuch für die systemische Arbeit mit Paaren. Heidelberg: Auer
- Höger, D. (1995): Unterschiede in den Beziehungserwartungen von Klienten. Überlegungen und Ergebnisse zu einem bindungstheoretisch begründeten und empathiebestimmten differentiellen Vorgehen in der Klientenzentrierten Psychotherapie, in: GwG-Zeitschrift 100,
- Inhelder, B. (1976): Memory and intelligence in the child. In B. Inhelder & H. H.
- Jaynes, J. (1993): Der Ursprung des Bewusstseins. Reinbek: rororo
- Kelly, G.A. (1986): Die Psychologie der persönlichen Konstrukte. Paderborn: Junfermann.
- Knill, P.J., Barba, H.N. & Fuchs, M.N. (1995): Minstrels of Soul. Intermodal Expressive Therapy. Toronto: Palmerston Press.
- Kriz, J. (1985): Grundkonzepte der Psychotherapie. München: Urban & Schwarzenberg. (5., vollst. überarb. Aufl. 2001 Weinheim: PVU)
- Kriz, J. (1989): Entwurf einer systemischen Theorie klientenzentrierter Psychotherapie. In: R. Sachse & J. Howe (Hrsg.). Zur Zukunft der klientenzentrierten Psychotherapie (168–196). Heidelberg: Asanger
- Kriz, J. (1990): Pragmatik systemischer Therapie-Theorie. Teil II: Der Mensch als Bezugspunkt systemischer Perspektiven. System Familie, 3, 97 - 107
- Kriz, J. (1994): Personenzentrierter Ansatz und Systemtheorie. Personenzentriert 1/94, 17-70.
- Kriz, J. (1995): Über die Macht der Sprache. In: Schmidt-Lellek, Ch. & Heimannsberg, B. (Hrsg.): Macht und Machtmissbrauch in der Psychotherapie. Köln: Edition Humanistische Psychologie, 43–63
- Kriz, J. (1997): Chaos, Angst und Ordnung. Wie wir unsere Lebenswelt gestalten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Kriz, J. (1998): Die Effektivität des Menschlichen. Argumente aus einer systemischen Perspektive, Gestalt Theory 20, 131-142
- Kriz, J. (1999a): Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner. Eine Einführung. UTB/Facultas (als 3. Auflage von: Systemtheorie. Eine Einführung für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner. Wien: Facultas).
- Kriz, J. (1999b): Archetypische Ordnungen. Die Begegnung von Physik und Psychotherapie. In: Evangelische Akademie Mülheim (Hrsg.) Vom Sinn im Zufall. Zum Dialog zwischen Wolfgang Pauli und C. G. Jung, 36 - 51
- Kriz, J. (2001): Self-Organization of Cognitive and Interactional Processes. In: Matthies, M., Malchow, H. & Kriz, J (Eds): Integrative Systems Approaches to Natural and Social Dynamics. Heidelberg: Springer, 517-537
- Kuhl, J. (2001): Motivation und Persönlichkeit. Interaktionen psychischer Systeme. Göttingen: Hogrefe
- Längle, A. (1993): Personale Existenzanalyse. In A. Längle (Hrsg.), Wertbegegnung, Phänomene und methodische Zugänge (S. 133-160). Wien: GLE.
- Lorenz, K. (1959): Gestaltwahrnehmung als Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis. Z.f.exp.u.angew.Psychol., 6, 118-165
- Haken, H. (1992): Synergetics in Psychology. In: W. Tschacher, G. Schiepek & E.J. Brunner (Hrsg.), Self-Organization and Clinical Psychology. Empirical Approaches to Synergetics in Psychology. (S.32-54). Berlin: Springer.
- Mead, G. H. (1968): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp
- Mechsner, F. (2004): Gestalt Factors in Human Movement Coordination. Gestalt Theory, 26, 94-117
- Mechsner, F. et al. (2002): Percetual basis of bimanual coordination. Nature, 414, 69-72
- Meier, C.A. (1992): Wolfgang Pauli und C.G. Jung. Ein Briefwechsel. Heidelberg, Springer
- Metzger, W. (1954): Psychologie. Die Entstehung ihrer Grundannahmen seit der Einführung des Experiments. Darmstadt: Steinkopff (2. Aufl.)
- Metzger, W.(1962): Schöpferische Freiheit, Frankfurt (Waldemar Kramer)
- Michotte, A. (1954): La perception de la causalité. Studia Psychologica, Louvain
- Nørretranders, T. (1994): Spüre die Welt. Die Wissenschaft vom Bewußtsein. Reinbek, Rowohlt
- Parfy E., Schuch B. & Lenz G. (2003): Verhaltenstherapie. Moderne Ansätze für Theorie und Praxis. Wien: UTB
- Rogers, C. R. (1951): Die klientbezogene Gesprächstherapie. München: Kindler.
- Rohde-Dachser, C. (1986): Das Borderline-Syndrom. Bern-Stuttgart: Huber
- Rumelhart, D. E. (1989): The architecture of mind: A connectionist approach. Cambridge, MA: MIT Press
- Sachse, R. (1999): Lehrbuch der Gesprächspsychotherapie. Göttingen: Hogrefe
- Scheffler, P. (1959): Ordnung ist unvermeidlich. Die Pyramide 7, 105–110
- Schiepek, G. (1991): Systemtheorie der klinischen Psychologie. Braunschweig: Vieweg
- Schiepek, G. & Tschacher, W. (1997): Selbstorganisation in Psychologie und Psychiatrie
- Schlippe, A.v., Braun-Brönneke, A., Schröder, K. (1998): Systemische Therapie als engagierter Austausch von Wirklichkeitsbeschreibungen. Empirische Rekonstruktion therapeutischer Interaktionen. System Familie 11(2), pp.70-79

- Schlippe, A.v., Kriz, J., (1993): Skulpturarbeit und zirkuläres Fragen. Eine integrative Perspektive auf zwei systemtherapeutische Techniken aus der Sicht der personenzentrierten Systemtheorie. *Integrative Therapie* 19(4), S.222-241
- Schlippe, A.v., Kriz, J. (Hg.) 1996): Kontexte für Veränderung schaffen - systemische Konzepte in Theorie und Praxis. Osnabrück: Psychologische Forschungsberichte Nr. 111 aus dem FB 8 der Universität
- Stadler, M. & Kruse, P. (1990): The Self-Organisation Perspective in Cognition Research: Historical Remarks and New Experimental Approaches. In: Haken, H. & Stadler, M. (Eds.), *Synergetics of cognition*. Berlin: Springer, 32-52).
- Tschacher, W. & Dauwalder, J.P. (1999): New Jersey: World Scientific
- Tschacher, W. & Dauwalder, J.P. (2003): *The Dynamical Systems Approach to Cognition*. New Jersey: World Scientific
- Tschacher, W., Schiepek, G. & Brunner, E. J. (1992): *Selforganization and Clinical Psychology*
- Watzlawick, P., Beavin, J. H. & Jackson, D. D. (1969): *Menschliche Kommunikation*. Bern: Huber
- Young, J.E. (1994): *Cognitive Therapy for personal disorders: a schema-focused approach*.

### restliche Endnoten (aus den Kürzungen)

<sup>1</sup> Darüber hinaus ist in diesem Kontext der Hinweise interessant, dass bereits fast zwei Jahrzehnte vor der (Wieder)-Entdeckung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Zusammenhänge, die auch der Chaosforschung und der Systemtheorie zugrunde liegen, in längeren Briefwechseln zwischen dem Physiker Wolfgang Pauli und dem Psychologen C. G. Jung zwischen 1946 und 1958 diese iterative Abbildung eine zentrale Rolle spielt (vgl. Meier 1992). Einer der Kernpunkte, um den es in dem Briefwechsel geht, ist der Versuch einer einheitlichen Weltbeschreibung. Für beide, Pauli und Jung, war klar, dass hierfür nur eine Konzeption möglich ist, die jenseits der üblichen Beschreibungen von Physik einerseits und Psychologie andererseits liegt (ansonsten würde ja eine der beiden Wissenschaftsdisziplinen die andere umfassen). Und es ist interessant, dass Pauli in der Sichtweise, die der modernen Systemtheorie zugrunde liegt, die Basis für ein solches gemeinsames Modell, erblickte, mit dem sich Physik und Psychologie verbinden lassen. Dieses Modell steht nicht nur in engster Verbindung zur modernen System- und Chaostheorie steht, sondern auch zur Konzeption der Archetypen:

In einem Brief von Pauli an Jung vom 27.2.1952 heißt es: „*Im Frühjahr 1951 flog mir in einem Traum das (der Mathematik entnommene) Wort 'Automorphismus' zu. Es ist dies ein Wort für die Abbildung eines Systems auf sich selber, für einen Prozess also, in welchem sich die innere Symmetrie, der Beziehungsreichtum (Relationen) eines Systems offenbart. In der abstrakten Algebra gibt es auch 'den Automorphismus erzeugende Elemente' (wie ich hier nicht weiter ausführen kann) und diesen entsprechen in der Analogie wohl die 'Archetypen' als anordnende Faktoren, wie Sie diese 1946 definiert und aufgefaßt haben.*“

„Automorphismus“ ist nun aber genau das, was man heute „iterative Abbildung“ nennt, deren Prinzip wir in Abb. 6 – 8 kennen gelernt haben. Nachdem Pauli im weiteren betont, dass „das Wort 'Automorphismus' wie ein 'Mantra' gewirkt“ habe, fährt er fort: „*So erscheint mir mit dem Oberbegriff 'Automorphismus' hier die Möglichkeit eines weiteren Fortschritts zu liegen, besonders da er einer (in Bezug auf Physis und Psyche) neutralen Sprache angehört und da er auch eine Komplementarität von Einheit und Vielheit ... andeutet.*“

Ebenso heißt es im Brief vom 27.2.53 Paulis an Jung u.a.: „*Es wird die Verallgemeinerung eines Naturgesetzes vorgenommen durch die Idee einer sich selbst reproduzierenden 'Gestalt' des psychischen oder psychophysischen Geschehens, auch 'Archetypus' genannt. Die hierdurch zustande kommende Struktur des Geschehens kann als 'Automorphismus' bezeichnet werden.*“

Diese Zitate lassen ahnen, welche fundamentale Bedeutung diese iterative Abbildung zumindest von manchen beigemessen wird (vgl. Kriz 1999b).

<sup>2</sup> Ciompi S. 68

<sup>3</sup> Ciompi 114

<sup>4</sup> Greenberg et al. S.87

<sup>5</sup> Grawe, MS. Schematheorie 9

<sup>6</sup> („Freiburger Persönlichkeits-Inventar“ von Fahrenberg, Hampel & Selg 1984).

<sup>7</sup> Dabei gab es allerdings auch Ausnahmen